



3 1761 06185483 2

Das Rollwagenbüchlein
an Tag bracht durch
Jörg Wickram 1555

Insel-Bücherei Nr. 132

PT
1795
W7R6
1913
c.1
ROBARTS



Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
from
the Library of

H.F. JANSON

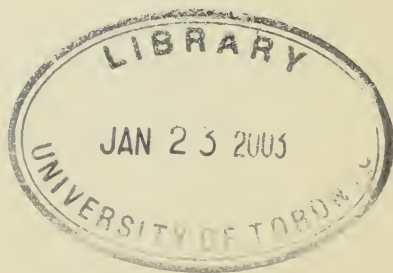
Das Kollwagenbüchlein

Ein neues, vor unerhörts Büchlein,
darin viel guter Schwänck und Historien begriffen
werden, so man in Schiffen und auf den Kollwägen,
desgleichen in Scheerhäusern und Badstuben, zu
langweiligen Zeiten erzählen mag, die schweren
melancholischen Gemüter damit zu ermuntern,
vor aller männiglich Jungen und Alten sunder al-
len Anstoß zu lesen und zu hören, allen Kaufleu-
ten, so die Messen hin und wieder brauchen, zu
einer Kurzweil an Tag bracht und zu-
sammen gelesen durch Jörg Wick-
rammen, Stadtschreiber zu
Burgheim, Anno 1555.



Im Insel-Verlag zu Leipzig

Zusammengestellt von
Chr. Heinrich Kleukens
31.—35. Tausend
Druck von Breitkopf
und Härtel in Leipzig



Dem ehrsamem, fürnehmen und achtbaren Martin Neue, Burger und Wirt zu der Blume zu Kolmar, meinem insbesondere günstigen Herren und guten Freund.

Es haben sich die Alten vor langer Zeit eines gemeinen Sprichworts bedient, daß unter allen Lastern Undankbarkeit das größte sei. Dieweil ich nun bekennen muß, daß mir nicht wenig Freundschaft von euch bewiesen, ich aber aus Gebrechlichkeit meines groben Verstandes solches nicht ausgeglichen, so hab ich mich (damit ich nicht auch mit dem Laster der Undankbarkeit behaftet werde), soviel mir möglich gewesen, mich dankbar erzeigen wollen mit demjenigen, so meines Vermögens ist: „denn Silber und Gold hab ich nicht, aber was ich hab, das gebe ich“, also sagt der heilig Petrus in Actis im 3. Kapitel. Nicht als ob ich dies mein schlicht und unachtbares Büchlein oder mich dem lieben Petro oder seinem heiligen Wort vergleichen wolle. Denn dies mein Büchlein ist allein von guter Kurzweil wegen an den Tag gegeben, niemand zur Unterweisung noch Lehre, auch gar niemand zu Schmach, Hohn oder Spott, wie ihr denn selbst wohl sehen und lesen werdet. Dieweil nun männiglich weiß, Geistliche und Weltliche, Fürsten und Herren, die ja täglich Einkehr und Herberge bei euch haben, daß ihr mit guten Schwänken und kurzweiligen Possen zu jeder Zeit (und je nachdem die Person ist) gefaßt seid, so hab ich euch zu Gefallen und zur Wiedervergeltung eurer Guttat dies mein Klein Werklein an den Tag gegeben. Sodann ist es auch in eurem Ge-

brauch, alle Straßburger Messe einen eigenen Kollwagen anzurichten; alsdann habet ihr euch zusamt guten Herren und Freunden mit diesem Büchlein zu ergözen, dieweil ihr auf der Sahrt seid, welches auch vor männiglich ohn allen Anstoß kann gelesen werden. Bitt euch hiermit, solche kleine Gabe, dieweil sie mit gutem Herzen und Gemüt verehrt wird, nicht zu verschmähen und zu einem glückseligen neuen Jahr zu empfangen, mich auch noch wie zuvor als euren guten Freund und willigen Diener zu erkennen. Wünsch auch hiermit viel Glück und Heil euch und eurem neuen Ehgemahl und nach diesem vergänglichen Leben das ewige, himmlische Reich und Seligkeit, Amen.

Burgheim auf Mariä des neuen
Jahres nach unseres Seligmachers
Geburt 1555.

Euer allzeit dienstwilliger
Jörg Widram
Stadtschreiber zu Burgheim.

An den gütigen Leser.

Es ist von alters her, freundlicher und gütiger Leser, ein Sprichwort unter vielen gewesen, wenn man etwan schandbare und schändliche Worte geredet, daß man sagte: „Stille, Miez! dies gehört auf den Kollwagen oder ins Schiff!“ was meines Bedünkens nicht sehr wohl gesprochen gewesen, dieweil sich zu vielen Malen zuträgt, daß züchtige, ehrbare Weiber, ja auch Jungfrauen auf Wagen oder zu Schiff fahren, die man gar wenig verschonen tut. Denn man findet solche ruchlose Leut, wenn sie bisweilen schon abgestäubt werden, die sagen: „Sei, sie haben doch Schuh oder Stiefel an; sie verstehns nicht!“ fahren also mit ihren schändlichen, groben Zoten fort und denken wenig an die Worte Christi, Matthäus 18: „Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, so an mich glauben, dem wäre besser, daß ihm ein Mühlstein an seinen Hals gehängt wäre und würde in die Tiefe des Meeres versenkt.“ Und weiter spricht er: „Es muß ja Ürgernis kommen, aber wehe dem Menschen, durch welchen Ürgernis kommt.“ Nun ist aber solches ein besonders großes Ürgernis, wenn man vor züchtigen Personen solche unnütze Worte übet. Dieweil man aber an solchen Orten sich dennoch auch mit kurzweiligem Gespräch ergötzen muß, hab ich euer aller Gunst und Liebe allhier ein kurzweiliges Büchlein vor Augen gestellt, in welchem ihr nicht wenig kurzweilige, scherzhafte Schwänke vernehmen werdet, über die sich niemand ärgern wird. Erbitt hiermit eure Gunst und Liebe, und wo es sich zutrüge, daß etwan einer oder eine sich getroffen fühle, wollet eure Farbe im An-

gesicht nicht verändern, sonst werdet ihr bei männiglich
in Argwohn kommen, und man wird sagen: „Wenn
man unter die Hunde wirft, schreit keiner, denn wer ge-
troffen wird.“ Bewahr dich Gott, freundlicher Leser!

Dein allzeit williger Jörg Wickram.

Wie ein guter frommer Mann am Rochersberg
einen guten Einfältigen dingt, zu Sankt Veiten
zu wallen.

Dieweil wir jezund auch auf einer Sahrt oder Reise
sind, so mahnt mich gleich ein guter Schwanck, daß ich
euch denselbigen erzähle. Es ist männiglich wohl be-
wußt, daß am Rochersberg, nicht weit von Straßburg
gelegen, gar viel guter, frommer, einfältiger Bauersleut
wohnen, von deren einem ich euch hier schreiben will.
Derselbe gute Mann kam in eine sehr große Krank-
heit, durch welche er lange Zeit hart und übel gekränk-
t ward. In solchen seinen Nöten kam ihm in den Sinn,
wenn er eine Wallfahrt zu Sankt Veiten (das am Ge-
birge gelegen) verhiesse mit einem silbernen Opfer, ver-
hoffte er gänzlich, seine Sache würde besser werden.
Also gelobte und versprach er die Sahrt; sobald er von
solcher Krankheit aufkäme, wolt er die Sahrt voll-
bringen. Als er aber in kurzer Zeit darnach wieder ge-
sund geworden, ist ihm Tag und Nacht das Gelübde,
so er getan hat, vor Augen gewesen und im Sinn ge-
legen. Und als er sich jetzt endlich vorsetzt, die Sahrt
und das Opfer zu leisten, hat ihn die Arbeit haufen-
weis überfallen; sobald er seine Acker gesät, mußte er
in den Reben anfangen zu werken. Und es war der
Arbeit so viel, daß der gute Mann sich kaum die Weile
nahm, daß er aß und trank. Zuletzt kam ihm in den
Sinn, damit er Sankt Veiten nicht mit seinem langen
Säumen unwillig machte, er wolle einen guten, from-
men Mann verdingen, daß er von seinerwegen die Sahrt

ausrichte. Also fand er einen nach seinem Gefallen; denselben fertigte er ab mit Opfer, Wachs und einem guten, feisten Zahnen; dies alles befahl er ihm, Sankt Veiten zu bringen. Bald machte sich der gute Gesell auf die Fahrt, ging in großer Andacht dem Gebirge zu. Wer ihm begegnete, den fragt er, wohinaus er am nächsten zu Sankt Veiten käme. Er ward von jedermann treulich gewiesen. Nun liegt ein großes Kloster unten an dem Berg, vor den mußte er hingehen. Das Kloster nennt man zu Allen Heiligen; darinnen wohnen etliche Mönche. Er ward den Berg hinauf gewiesen zu Sankt Veiten, zog also mit großer Mühe und Angst hinauf. Zuletzt gedachte er bei sich selbst: „Nun bin ich wahrlich nicht weise genug, daß ich mit solcher großer Müh den hohen Berg hinauf steig; nun sagt man doch, das Kloster heiße zu Allen Heiligen; sind nun alle Heiligen in dem Kloster, so muß Sankt Veit auch gewißlich bei ihnen sein und würde ihn jetzund nicht anheimisch finden.“ Mit diesem Gedanken wendete er sich um und den Berg wieder hinab, als wenn man ihn gejagt hätte; kam also an des Klosters Pforte und läutete an der Glocke gar ernstlich. Der Pförtner kam eilends gelaufen, schloß die Pforte auf und fragte den guten Gesellen, was sein Begehren und Geschäft wären. „Lieber!“ sagte der Waller, „sind nicht alle Heiligen da innen?“ Der Pförtner sagte eilends ja, denn er hatte den feisten Zahnen bei ihm ersehen und meinte, er wollte ihn Allen Heiligen bringen zu einem Opfer. „Lieber Pförtner,“ sagte der Waller, „geh hinein zu allen Heiligen und heiß mir nur Sankt Veiten heraus kommen, denn ich hab Geld und diesen Zahnen, so ihm zugehören.“ –

„Lieber, guter Gesell,“ sagte der Pförtner, „willst du zu Sankt Veiten, so mußt du dich noch mehr den Berg hinauf strecken, denn du findest ihn nicht hier innen.“ – „Was wär denn das für ein Ding?“ sagte der Waller; „sollten alle Heiligen beieinander drinnen sein und wollten eben Sankt Veiten ausgesondert haben? was wär das für ein Ding?“ Der Pförtner meinte, der Waller triebe sein Speiwerk, erzürnte sich über ihn und sagte: „Du hörst mich wohl, was ich sage: Sankt Veit hat in unserm Kloster nichts zu tun; wir haben Alle Heiligen zu Patronen.“ Darauf sagte der Waller: „So behalt du dir deine Alle Heiligen, so will ich Sankt Veiten behalten.“ Damit zog er wieder seine Straße heimwärts zu. Als er aber nun zu seinem Bauern kam, empfing dieser ihn freundlich und fragte, ob er die Fahrt ausgerichtet hätte? Der Waller sagte ja. – „Wo hast du denn den gemalten Brief zum Wahrzeichen?“ Der Waller besann sich kurz und sagte: „Ich kam auf den Berg in Sankt Veitens Kirche; da war Sankt Veit nicht anheimisch, sondern war unten im Kloster bei Allen Heiligen; also ging ich herab in das Kloster, hieß mir Sankt Veit hersür kommen; also richtete ich meine Sache aus, gab ihm das Opfer; das nahm er, den Hahnen aber hat er mir gegeben und geschenkt, läßt dir dabei viel Guts sagen. Er aber hatte keine Briefe, so er mir hätte geben können, denn sie waren alle oben auf dem Berg.“ Also glaubte ihm der gute, einfältige Bauer, gab ihm seinen Lohn und ließ ihn laufen. Der gute Waller war wohl zufrieden, denn er hatte drei Vorteile mit einer Karte gewonnen.

Von einem, so in Wassersnot Sanct Christoffel ein großes wächsern Licht verhiess.

Es hat der hochgelehrte und löblichen Gedächtnisses würdige D. Erasmus von Rotterdam in seinen Colloquiis beschrieben einen grausamen Schiffbruch, denselbigen auch dergestalt heraus gestrichen, daß dem, der ihn liest oder hört, darob grausen muß. Unter andern, so in solchem Schiffbruch und Unwetter gewesen, schreibt er von einem, so vielleicht ein Kaufmann möchte gewesen sein. Als derselbe von andern seiner Mitgefährten ein starkes Schreien und Rufen hörte – der eine rief und verhiess sich zu Sanct Jakob, der andere zu Sanct Nikolaus' Port, der dritte zu Sanct Katharinen von Senis –; da waren gar wenig, so zu dem rechten Schiffsmann riefen, welcher mit seinem Drohen Wind und Meer augenblicklich stillen konnte. Als sie in ihren größten Nöten waren, suchte sich ein jeder einen besondern Heiligen. Und namentlich dieser – als er sieht, daß man alles Gut aus dem Schiff wirft, die Schiffsleut ganz verzagen, ein jeder sich nach einem Brett oder einer Diele umsieht, worauf er sich dem grausamen, wütenden Meer ergeben will, da fängt der gute Kerl auch an, mit lauter Stimme zu rufen: „O du heiliger Sanct Christoffel, hilf mir in diesen meinen großen Wassersnöten, damit ich wieder ans Land kommen möge! Dagegen versprech ich dir eine wächserne Kerze so lang und groß, wie da ist dein Bildnis zu Paris in der hohen Kirche.“ Diesen Ruf erneuerte er zu mehreren Malen. Zuletzt sagte einer seiner Gesellen: „O mein

lieber Kumpan, du versprichst sehr große Dinge; denn wahrlich, wenn deine ganze Freundschaft und dein ganzes Geschlecht zusammen täten, Hab und Gut daran gäben, sie möchten das Wachs nicht bekommen.“ Dieser aber, der zuvor sehr laut geschrien, sagte seinem Gesellen heimlich ins Ohr: „Mein lieber Gesell, hülfe mir nur Sankt Christoffel ans Land, ich wollt mich wohl mit ihm vertragen; er sollte eine Kerze oder ein Unschlittlicht dafür nehmen.“ – Ach der groben Einfalt! Er meinte, Sankt Christoffel hätte Gewalt, ihm aus Nöten zu helfen, hätte auch sein grausam Schreien und Rufen, so er getan, gehört, könnte aber die Worte, so er seinem Gesellen heimlich gesagt, nicht hören. O du arme Welt, was tust du?

III

Wie ein Pfaff sich vermaß, mit fünf Worten
in den Himmel zu kommen.

In einem Dorfe saß einmal ein toller, voller, verlotterter, verbuhlter, gottloser Pfaff, dem allezeit seine Sinne und Gedanken mehr nach dem Wirtshaus als nach der Kirche standen, deren man aber jetzt zu unsern Zeiten nicht bald einen finden wird. Derselbige Pfaff versah und weidete seine Schafe ganz fleißig, damit ihnen nichts Böses angesehen würde, denn er lag gewöhnlich Sommerszeit mit ihnen im Schatten am Wirtshaus, Winterszeit aber in der warmen Stube, damit sie ihm in der Kirche nicht erfrören. Zu einer Zeit begab es sich, daß er von einem andern Dorfpfaffen auf die Kirchweih geladen ward; derselbige war ein alter und wohlbetagter Mann. Er hatte auch noch andere ehrbare Gäste

geladen, so ihm bekannt und verwandt waren, deren etliche nicht groß Wohlgefallen an des Pfaffen tollen Schwänken hatten. Denn sobald er zu Tisch kam, fing er an, seine faulen Possen zu treiben mit Lärmen, Schreien und Jauchzen, so daß niemand vor ihm zu Rede oder zu Worte kommen konnte. So oft er ein Glas, Becher oder Krug austrank, fing er an mit lauter Stimme zu schreien: „O lieber Wirt, schenk tapfer ein!“ warf das Geschirr in die Höhe und fing es wieder. Diese unflätige Weise trieb er so lange, bis es anfing, den andern Pfaffen zu verdrießen. Und der ihn geladen hatte, hub an, den vollen Pfaffen mit Worten zu strafen, und sagte: „Ach mein lieber Herr, wo gedenkt ihr doch hin? Nun seid ihr ein Pastor und Seelsorger über eure Gemeinde; wie werdet ihr die Sache gegen Gott verantworten? Dieweil ihr ein solch schändlich Leben führt, nehmen doch wahrlich eure Untertanen ein böß Exempel und Vorbild an euch. Man sagt gemeiniglich: Wie der Hirt, also sind auch die Schafe. Darum solltet ihr euch solcher lästerlichen Weise enthalten, sonst werdet ihr gewiß in großen Gefährden an eurem letzten Ende stehen müssen.“ – „Haha!“ sagte der Pfaffe, „ich habe einen gnädigen lieben Herrn und Gott; wenn mir an meinem letzten Ende nicht mehr denn so viel Zeit werden mag, daß ich fünf Worte mit ihm rede, wird mir der Himmel offen stehn; was wollte ich denn große Noth haben? So will ich auch keinen meiner Bauern in den Himmel tragen; wollen sie nicht hinein, bleiben sie draußen. Ich hab ihnen doch, als sie mich angenommen haben, den Himmel nicht zugesagt, so wenig wie ihr euren Bauern.“ Als sie nun lange miteinander zankten

und der Pfaff alle Worte in einem Gespött verlachte, hat ihm der andere nicht mehr in seine Sache reden wollen; der Pfaff ist aber ganz trunken geworden. Und als der alte Pfaffe, von dem er geladen war, eben aufhörte, hat er Urlaub von ihm genommen. Damit ihm aber nichts auf seiner Heimfahrt begegne, hat ihm der alte seinen Sigristen mitgegeben. Nun ist unterwegs ein sehr tiefer Bach gewesen und ein gar schmaler Steg darüber gegangen, über welchen der volle Pfaff hat gehen müssen. Als er aber mitten auf den Steg gekommen ist, sind ihm seine beiden Füße entgangen, und er ist in das Wasser geplumpft. Sobald er aber merkte, daß ihm niemand zu Hilfe hat mögen kommen, denn ihm ging das Wasser schon in das Maul, da hat er angefangen, jämmerlichen zu schreien: „O lieber Wirt, schenk tapfer ein!“ Denn dieses Wort lag ihm zuvor- derst im Maul, und er konnte in seinem letzten Ende die fünf Worte nicht herausbringen.

IV

Von einem Abenteuer, der bewies, daß der Teufel zu Konstanz und der große Gott zu Schaffhausen, auch die Maria zu Einsiedeln und er Geschwister wären.

Zu Einsiedeln in dem Schweizerland hat es sich begeben, daß viele Leute, ihre Wallfahrt zu vollbringen, dahin gekommen sind. So hat es sich zugetragen, gegen Abend in einem Wirtshaus, als man aß, daß die Pilger geredet haben von der lieben Maria zu Einsiedeln, wie sie so gar gnädig wäre, auch von ihren Wunderzeichen,

die sie getan hätte. Unter die Pilger war auch ein guter Gesell geraten, der nicht der Wallfahrt, sondern seiner Geschäfte halber dahin gekommen war. Der aß auch mit ihnen zur Nacht. Als nun die Pilger so viel Guts der lieben Maria zuschrieben, redete er auch das Seine dazu und sprach: „Wie hoch schätzt ihr sie doch, sie ist meine Schwester.“ So das die Pilger, auch der Wirt erhörten, erstaunten sie über diese Rede, und es ward so ruchbar, daß es dem Abt auch kund getan ward, welcher diesen guten Gesellen, als er vom Tisch aufstand, fangen und über Nacht in den Turm legen ließ. Morgens ließ er den Übeltäter, weil dieser die liebe, würdige Mutter Gottes geschmäht hätte und geredet, sie wäre seine Schwester, mit heftiger Klage vor den Rat stellen. Nach langer Klage fragte man den Übeltäter, was er damit gemeint hätte? Er antwortete: „Ja, die Maria zu Linziedeln ist meine Schwester, und was noch mehr ist, der Teufel zu Konstanz und der große Gott zu Schaffhausen meine Brüder.“ Der Rat entsetzte sich ob dieser Rede, und sie steckten die Köpfe zusammen und sprachen: „Gewiß ist dieser ein Heiligen-schmäher.“ Der oberste Richter fragte ihn weiter, um etwas mehr aus ihm heraus zu bringen: „Wie darfst du die schändlichen Worte allhier ausstoßen, so von allen Länden jetzt Pilger hier sind und es allenthalben erschallen wird?“ Der Übeltäter antwortete: „Ich habe recht geredet, denn mein Vater ist ein Bildhauer gewesen, der den Teufel zu Konstanz gemacht hat und auch den großen Gott zu Schaffhausen und eure Maria und auch mich: darum sind wir verschwistert.“ Also lachten sie alle und ließen ihn ledig.

V

Von einem Landsknecht und Herr Gott, be- hüt uns.

Ins Schweizerland gen Zürich ist kommen ein Landsknecht in ein Wirthshaus und hat den Wirt begrüßt um Herberge, und der Wirt hat ihm Herberge zugesagt. Zum Nachtessen hat der Wirt dem Landsknecht einen gar sauren Wein vorgestellt, der von einem übel geratenen Jahr war; wenn die Leute ihn tranken, sprachen sie: „Herr Gott, behüt uns, wie ist der Wein so sauer!“ so daß der Wein von dem Jahr den Namen behielt: Herr Gott, behüt uns. Als nun der Landsknecht aß und auch den sauren Wein versuchte, sprach er: „Pog Tauben Aß! Herr Wirt, wie ist der Wein so sauer!“ Antwortete der Wirt: „Unsere Weine sind derart, daß sie erst im Alter gut werden.“ Spricht der Landsknecht: „Wirt, und wenn er so alt würde, daß er auf Krücken ginge, es würde nichts Gutes daraus.“

VI

Von brüderlicher Treu.

Zu Bern haben gewohnt zwei gute Freunde mit Namen Matthias Apiarius der eine und Hans Xpostras der andere. Der Xpostras war dem Apiario etwas Geld schuldig. Nun auf eine Zeit schickt der Apiarius seine Frau zum Xpostras, von ihm Geld zu fordern. Der Xpostras gibt ihr die Antwort: „Luer Mann ist mir auch schuldig.“ Sie spricht: „Was ist er dir schuldig?“ (Denn sie hat gut gewußt, daß es alles verrechnet war und daß er ihrem Mann bei der Rechnung schuldig ge-

blieben war.) Antwortet der Schuldner: „Er weiß es wohl.“ Also schied das Weib zorniglich von ihm und flagt es ihrem Mann. Dieser ging, sobald er das hörte, in einem Zorn selbst zu ihm und sprach: „Wie darfst du reden, daß ich dir schuldig sei?“ Antwortet der Apoteker: „Du bist mir schuldig.“ Jener darwider: „Du sparst die Wahrheit; ich bin dir nichts schuldig.“ Und trieben solche Zankworte so lange, bis daß der Apiarius ganz von Zorn bewegt ward, daß der Schuldner besorgte, es möchte zu Streichen geraten, und mit lachendem Munde sprach: „Du bist mir brüderliche Lieb und Treu schuldig.“ Darüber ward der Apiarius lachen, wiewohl er sehr erzürnt war, und sie vertrugen sich zuletzt gütiglich.

VII

Von einem Wirt, der seinen Gästen ein Gericht um einen Taler verkaufte.

Es hatten sich gute Nachbarn vereint und wurden zu Rat, ein gut Mahl miteinander zu essen, und bestellten es in einem Wirtshaus, da ihnen alles wohl zugerüstet ward. So sie nun bei Tisch saßen, trug ihnen der Wirt tapfer auf und redete ihnen oft zu, sie sollten guter Dinge sein, es ginge noch alles umsonst – bis er einen guten gebratenen Kapaunen auftrug und sprach: „Das kostet einen Taler.“ Indem kommt ein Kollwagen mit Kaufleuten, die gen Frankfurt wollten. Sobald der Wirt das erhört, läuft er hinaus und empfängt die Gäste. Nicht ungeschwind verbirgt der Gäste einer, die da aßen, den gebratenen Kapaunen und läßt die Schüssel

also leer stehn. Indem kommt der Hausknecht und schenkt ein. Der Gäste einer redet ihn an und spricht: „Hausknecht, bringst mehr zu essen.“ Der Hausknecht fordert mehr Speise in der Küche von der Wirtin und bringt den Gästen ein Reismus, mit gebackenen Fischen umlegt. Nachdem die Gäste und Nachbarn wohl ge-
lebt hatten, hießen sie den Wirt die Zeche machen, welcher sprach: „Liebe Gäste und Nachbarn, was ihr gegessen habt, das gesegne euch Gott und sei euch geschenkt, ausgenommen der gebratene Kapaun, der kostet einen Taler, und hiermit sei es gut.“ Der aber den Kapaunen verborgen hatte, sprach im Namen aller: „Nein, wir wollen den Kapaunen nicht so teuer kaufen“, und gab damit dem Wirt seinen Kapaunen wieder, welcher ihn wieder nahm, war aber nicht wohl zufrieden.

VIII

Von einem Pfarrherrn, der seine Untertanen mahnt, sie sollten einander nicht so freventlich der Lüge zeihen; so doch einer lüge, sollte gleich der andere dazu pfeifen.

In einem Dorfe gab es schlimme, schalkhafte, böse Bauern, die oft im Wirtshaus und sonst mit Scheltworten einander der Lüge ziehen und zu öfteren Malen sich schlügen und stachen, was der Pfarrherr oftmals von der Kanzel herab ihnen verboten hatte; das half aber leider nichts. Einstmals, an einem Sonntage, so der gute Herr nicht viel studiert hatte und seinen Bauern sollte predigen, fing er wieder an, ihnen ihre Scheltworte zu erzählen, indem er sprach: „Ihr seid doch un-

selige Bauern, ich hab euch jetzt eine lange Zeit verboten, zu fluchen, zu schwören, einander Lügner zu heißen, zu schlagen und raufen – es ward aber je länger, je böser. Ihr zeihet einander so frevelhaft der Lüge, woraus denn aller Hader und Zank sich erhebt. So einer doch lügt, und der es hört, ihn seiner Lügen halber strafen will, spreche er nicht troziglich: „Du lügst“, sondern pfeife dazu, so wirds dann dieser wohl merken und ins Lächerliche ziehn. Pfui, es ziemt euch nicht!“ Das merkte sich ein verschmizter Bauer dahinten in der Kirche. Der Pfarrherr ließ ab von dem und predigte ihnen von der Erschaffung des ersten Menschen, sprechend: „Lieben Untertanen, der allmächtige Gott, so er Himmel und Erde gemacht, hat es auch für gut gehalten, den Menschen zu machen, und hat einen Lehm-Flumpenzusammengewalzet, geformiert wie einen Menschen und demnach ihn an einen Zaun gelehnet, daß er fest würde.“ So das der verschmizte Bauer erhört, pfeifet er überlaut, welches der Pfarrherr merket und spricht: „Wie, Bauer, meinst du, ich lüge?“ — „Nein, Herr,“ antwortet der Bauer, „wer hat aber den Zaun gemacht, so noch kein Mensch auf Erden ist gewesen?“ Man spricht: Wie der Pfaff, also sind auch seine Untertanen.

IX

Von einem Landsknecht, der nur drei Worte mit seinem Hauptmann zu reden begehrte.

Ein armer, einfacher Landsknecht litt großen Hunger; wiewohl Proviant genug im Lager war, so hatte er doch kein Geld, sich etwas zu kaufen. Derhalben trieb

ihn die Noth dahin, daß er vor den Hauptmann beehrte in Hoffnung, er sollte ihm etwas vorsehen. Es hatte aber der Hauptmann etliche große Hansen zu Gäste geladen, weshalb die Trabanten diesen armen Knecht nicht vor ihn lassen wollten. Als er nun ohne Unterlaß bat, man sollte ihn doch vor den Hauptmann lassen, er hätte nicht mehr denn drei Worte mit ihm zu reden, war da auch ein nasser Vogel unter den Trabanten, den wunderte, was er doch mit drei Worten könnte ausrichten, und der sagte es dem Hauptmann lang und breit, wie sich die Rede hätte zugetragen. Der Hauptmann mitsamt seinen Gästen, die auch wohl bezechet waren, sprachen: „Laß ihn herein, und redet er mehr denn drei Worte, so wollen wir ihn in Eisen schlagen lassen.“ Also ward er vor den Hauptmann in den Saal gelassen, der ihn fragte: „Was begehrt du, das du mit drei Worten willst ausrichten?“ Antwortete der Landsknecht: „Geld oder Urlaub.“ Da lachte der Hauptmann und alle seine Gäste, und der Hauptmann ließ ihm einen Monat Sold geben bis zur Bezahlung.

X

Von einem Schneider, dem seine Frau Gladen für Saden kaufte.

Ein alter, karger Schneider hatte eine schöne, junge Frau, der er zu keiner Zeit einen guten Bissen vergönnte. Einstmals gab er ihr Geld, sie sollte Saden kaufen; es war eben nach Ostern, wo man die guten, warmen Eierfladen feil hat. Und als das gute junge Weib vor den guten, neugebackenen Gladen hinging und sie ihr

also wohl in die Nase rochen, kam sie ein solch großes Gelüst an, daß sie sich nicht enthalten konnte, für das Geld Gladen kaufte und sie nach Hause trug. Der Mann ward zornig und sagte: „Ich hab dich geheißen Saden kaufen“, und fluchte ihr übel. Die gute Frau sprach: „Ach, mein lieber Hauswirt, zürne nicht so sehr, es lautet fast gleich Saden und Gladen; ich habs fürwahr überhört.“ Der Mann schwieg still und ließ es also hingehn und kaufte sich selbst Saden. Es stand also an bis um den Herbst, daß der Mann abermals zu schaffen hatte und seiner Frau Geld gab, sie sollte ihm Zwirn kaufen. Die Frau kam auf den Markt; da waren die schönsten Birnen feil, so daß sie nicht vorbeigehen mochte und für das Geld Birnen kaufte. Und als sie die heimbrachte, ward der Mann wieder zornig und sprach: „Ich hab dich nicht geheißen Birnen, sondern Zwirn kaufen.“ Die Frau sprach: „Lieber Hauswirt, ich hab fürwahr verstanden Birnen.“ Der Mann gedachte bei sich selbst: „Zwirn – Birn, Zwirn – Birn, es lautet schier gleich“, und ließ es abermals also hingehn. Es stund an, bis um Sankt Martinstag; da schickte er das Weib wieder aus, Näß¹ zu kaufen. Die Frau gedachte: „Du hast deinen Mann zweimal genarrt; was sich zweiet, drittet sich gern“, und kaufte eine Gans. Und da sie die Gans nach Hause brachte, verwunderte sich der Mann und sprach: „Frau, hab ich dich nicht geheißen, Näß zu kaufen?“ Die Frau sprach: „Ich habs fürwahr überhört; lautet es nicht fast gleich?“ Der Mann sprach: „Nein, liebe Hausfrau; ich muß dir die

¹ Näßfaden im elsässischen Dialekt.

Ohren aufstun, auf daß du nicht gar taub werdest!“ und erwischte ein gutes, schweres Ellenmaß, schlug es ihr um den Kopf und sprach zu jedem Streich ein Wort: „Saden, Gladen, Zwirn, Birn, Nâg, Gans“, und trieb das so lange, bis die Frau Mordio schrie und sagte: „O hör auf, lieber Mann, die Ohren sind mir nunmehr wohl dünne worden; ich will nimmer mißhören.“ Also, was er ihr darnach befahl zu kaufen, richtete sie fleißig aus und ward nimmer irr in den Namen.

XI

Ein er litt mit seiner Frau Lieb und Leid.

Es war ein Schneider, ein sehr zänkischer Mensch, welchem die Frau, wiewohl sie fromm und treu war, nimmer recht tun konnte; er war immer mit ihr in Unfrieden, schlug und raufte sie stets, weshalb die Obrigkeit darein sehen mußte und ihn eine Zeitlang ins Gefängnis legte. Und als man meinte, er hätte nun wohl gebüßt, er sollte witzig werden und mit seinem Weib forthin freundlich leben, ließ man ihn wieder heraus; er mußte aber einen Eid schwören, das Weib nimmer zu schlagen, sondern sollte freundlich mit ihr leben, auch Lieb und Leid mit ihr leiden, wie sich unter Eheleuten gebührt. Der Schneider schwur. Als er nun eine Zeitlang friedlich mit ihr gelebt, kam ihm seine alte Weise wieder an, daß er mit ihr zankte; er durfte sie aber nicht schlagen, darum wollte er sie bei dem Haar erwischen. Das Weib aber war ihm zu geschwind und entsprang; da erwischte er die Schere und warf sie ihr nach, jagte sie im Hofe herum, und was er erwischte, warf er ihr nach. Wenn

er sie traf, so lachte er, und wenn er sie fehlte, fluchte er. Das trieb er so lange, bis ihr die Nachbarn zu Hilfe kamen. Der Schneider ward wieder vor die Herren geholt; die hielten ihm vor, ob er nicht wüßte, was er geschworen hätte. Antwortete der Schneider: „Liebe Herren, ich hab meinen Eid gehalten, hab sie nicht geschlagen; sondern, wie ihr mir befohlen habt, soll ich Lieb und Leid mit ihr teilen, das hab ich getan.“ Die Herren sagten: „Wie kann das sein? sie führt doch eine große Klage.“ Er antwortete und sprach: „Ich hab sie nur ein wenig bei dem Haar ziehen wollen, da ist sie mir entwichen; da bin ich ihr nachgeeilt und habe nach ihr mit Knütteln, und was ich erwischt hab, geworfen. Wenn ich sie getroffen habe, ist es mir lieb gewesen und ihr leid; wenn ich gefehlt habe, ist es ihr lieb gewesen und mir leid. Also hab ich Lieb und Leid mit ihr gelitten, wie ihr mir befohlen habt.“ Solche Phantasten findet man zuweilen, mit denen man ein ganzes Jahr zu schaffen hätte, so man auf sie hörte. Die Herren geboten ihm, er sollte sie nicht mehr schlagen, auch nicht Lieb noch Leid in solcher Gestalt mehr mit ihr leiden, sondern zusehen, daß das Weib keine Klage mehr über ihn führte, es würde ihm nicht wieder mit einem Scherz ausgehen.

XII

Von einem armen Edelmann, der Geld entlehnet hatte.

Ein armer Edelmann hatte von einer Gemeinde in einem Dorfe etliches Geld entlehnet und sich verbrieft, auch auf allen Schirm und Freiheit verzichtet; wo er

die Zinsen nicht zu ihren Zielen erlegte, sollte man Macht haben, auf ihn zu leisten oder ihn gefänglich einzuziehen. Nun ließ er etlichen Zins zusammen kommen, und was ihn die Bauern auch entboten, so gab er nichts darum, also daß sie zuletzt auf ihn leisten ließen. Aber ihm lag nichts daran, denn wenn sie schon lange leisteten, mußten sie die Kosten doch selbst bezahlen. Sie konnten ihm nicht viel nehmen, denn er hatte nichts, also daß sie endlich zu Rottweil erlangten, wenn sie ihn zu greifen vermöchten und er sie nicht von Stund an augenblicklich bezahlte, daß sie ihn ins Gefängnis legen möchten. Also fertigten sie einen Boten ab, der ihn so lange suchen sollte, bis er ihn fände, und daß er kein länger Ziel geben sollte, sondern von Stund an sich das Geld zahlen oder ihn ins Gefängnis legen lassen. Der Bote ergriff den Edelmann in einem Dorf, als er unter dem Scherer saß und sich den Bart scheren ließ. Und der Bote fuhr ihn mit Ungestüm an, wollte das Geld von ihm haben. Der Edelmann sprach: „Tu gemach, ich will dich bezahlen.“ Der Bote antwortete: „Ich hab den Befehl, euch nicht aus den Händen zu lassen, sondern von Stund an das Geld von euch zu empfangen.“ Der Edelmann sprach: „Magst du warten, bis mir der Bart vollends abgeschoren ist?“ Der Bote antwortete: „Das will ich tun.“ Da sagte der Edelmann zum Scherer: „Hör auf zu scheren!“ und ließ also den halben Bart stehn. Da sprach der Bote: „Junker, wollt ihr euch nicht vollends abscheren lassen?“ Der Edelmann sagte: „Nein! du hast mir zugesagt, zu warten, bis ich vollends geschoren sei; darum warte, so lange du willst, du wirst es nicht erwarten, daß mir der Bart

ganz abgeschoren ist; ich müßte dich sonst bezahlen.“ Da sahe der Bote, daß er betrogen war, lief eilends zu dem Schultheiß und wollte den Edelmann gefänglich einziehen lassen; indes half ihm der Scherer davon. Also wartet der Bote noch, bis er den Bart ganz abschert, und es wird den Bauern nichts. Darum ist es nicht gut, wenn die Bauern den Edelleuten leihen; es ist das Widerspiel: die Edelleute sollen den Bauern leihen.

XIII

Von einem entlaufenen Mönch, der mit der Schrift überwunden ward.

Ein entlaufener Mönch kam auf die löbliche Kunst der Druckerei und verpflichtete sich, vier Jahre zu lernen; und als er eine kurze Zeit dabei war, zog er das Gasthütlein ab, also, daß schier alles Geschwäg sein war; was man sagte, so wollt ers besser wissen denn die andern Gesellen, und sonderlich aus der Bibel und dem Testament; und alle Menschen ertaubte er mit seinem Disputieren. Wie aber der Brauch in Druckereien ist, daß man einen andern wohl kann vexieren, also war auch ein Sezer, der ein großer Vexator und sehr wohl mit guten Schwänken ausgestattet war; der sprach einstmals zu dem Mönch: „Du treibst allerwegen viel mehr Geschwäg denn andere Gesellen und bist doch nicht gegründet in der Schrift. Ist es dir gelegen, so will ich am Sonntag, wo wir nicht arbeiten dürfen, eine kurze Disputation mit dir halten; doch so, daß nichts verhandelt werde denn mit der Schrift, also daß sich ein jeder mit der Schrift behelfe und wehre, und es sollen

die andern Gesellen zuhören und Richter sein.“ Der Mönch war wohl zufrieden, und sie versprachen also einander die Disputation. Als nun der Sonntag kam und sie zusammen saßen, hatte sich der Mönch mit seiner Bibel, Testament, und was er sonst an Büchern für dienlich dazu hielt, versehen; der Sezer, als ein großer Spottvogel, hatte sich in einen Sack getan etwa fünf oder sechs Pfund Buchstaben, welche man auch auf der Druckerei nicht anders denn Schrift heißt oder nennt. Und als sie anfangen zu disputieren und der Mönch ihm viel hohe und große Fragen (wie er meinte) aufgab und der Sezer ihm stets mit lachendem Munde spöttische Antworten gab, also daß der Mönch merkte, daß er ihn verierte, fuhr er auf und fiel dem Sezer ins Haar; aber der Sezer war nicht faul und wischt mit seinem Sack hervor, darin die Schrift war, und schlug sie dem Mönch um Kopf und Lenden, wo er ihn treffen konnte, daß der Mönch Mordio schrie und die Gesellen ihm zu Hilfe kommen mußten. Also mußte dieser Mönch den Spott zu den Streichen haben, und die Gesellen erkannten, daß der Sezer gewonnen haben sollte und der Mönch mit der Schrift überwunden wäre. Also ward der Mönch darnach ein wenig still, denn wenn er etwas anfang, drohten ihm die Gesellen mit der Schrift und sprachen: „Muß man abermals die Schrift fühlbar mit dir brauchen?“

XIV

Von einem Bauern, der wachend schlief.

Zwei Bauern waren gute Nachbarn und die Häuser zunächst aneinander; und an einem Morgen, doch nicht gar zu früh, kam der eine vor des andern Fenster und klopfte mit einem Finger daran. Aber der andere lag noch hinter dem Ofen und mochte vor Faulheit nicht aufstehn; und wie dieser also am Fenster klopfte, schrie er mit lauter Stimme hervor und sprach: „Wer da?“ Der vor dem Fenster sprach: „Ich bins, Nachbar Konrad, was tut ihr?“ Der im Bett gab ihm wieder Antwort: „Ich liege hier und schlafe; was beliebt euch, Nachbar?“ Der vor dem Fenster sprach: „Wenn ihr nicht schliefet, wollt ich euch um euren Wagen bitten; ich will aber schier, wenn ihr erwachet, wieder kommen.“ Solche einfältige Bauern findet man nicht viel wie dieser, der meinte, weil er noch im Bett läge, schlief er auch.

XV

Von einem Mönch, der die Lutherischen mit einem Pantoffel werfen wollte.

In einer Stadt, im Etschland gelegen, war ein Franziskaner Mönch im Barfüßerkloster, welcher stets ein groß Geschrei auf der Kanzel trieb und allen Menschen, wie man sagt, ein Spöttlein anheften konnte. Den verdroß es sehr übel, wenn man nicht zu seiner Predigt gehen wollte, derhalben ihm alle Menschen, die nicht zu seiner Predigt kamen, lutherische Keger waren. Es waren aber zwei ehrliche Bürger in der Stadt, welche

infolge eines Unfalls zu Schaden gekommen waren, also daß der eine in der Sechschul um ein Auge gekommen war, dem andern war von einer Büchse, die zersprungen war, ein Schenkel hinweg geschlagen, weshalb er auf einem Stelzen gehen mußte. Als nun dieser Mönch abermals auf die lutherischen Keger kam und sich sehr wild stellte, begab es sich, daß diese zwei von ungefähr auch in die Kirche kamen, vielleicht weil sie seine seltsame Weise hören wollten. Das merkte dieser Mönch, und sobald er sie zu der Kirchthür hinein gehen sah, fing er behend eine solche Materie an und sprach: „Lieben Freunde, ihr seht, was für ein Ding es mit den lutherischen Kegnern ist, daß sie sich von der Mutter, der heiligen christlichen Kirche und dem heiligen Stuhl zu Rom abgeteilt und gesondert haben, welches der rechte Leib und Körper des heiligen christlichen Glaubens ist, und wir die Glieder. So wir uns nun von diesem Körper absondern und in die lutherische Kegerie verfallen, so haben wir den Körper geschändet. Also nehmet ein Exempel: wenn ein gesunder Mann um einen Schenkel kommt, ist nicht sein ganzer Leib geschändet? Oder so ein schöner Mann ein Auge verliert, ist ihm nicht sein ganzes Angesicht verderbt? Darum, lieben Freunde, geht der lutherischen Kegerie aus dem Wege. Ich weiß wohl, daß ihrer etliche hier innen sind, wiewohl sie es nicht gestehn wollen.“ Und mit diesen Worten zieht er geschwind einen Pantoffel von seinem Fuß und spricht: „Was gilts, ich will ihrer dort einen treffen!“ und holt aus zum Wurf, als ob er werfen wollte; und da ein jeder fürchtete, er treffe ihn, drückten sich ihrer viele und ward ein Gelächter in der Kirche.

Also sprach der Mönch: „Ach, daß Gott erbarm! ich straf und lehr euch alle Tage, aber noch will es nichts helfen, denn ich sehe, daß noch viel lutherische Keger hier sind.“ Sie ließen den Mönch auf der Kanzel toben und wüthen, und es gingen alle Menschen aus der Kirche nach Haus.

XVI

Von einem einfältigen Bauern.

Ein einfältiger Bauer kam in eine Kirche, und als er das Bild Christi darin geschnitzt fand, mit vielen Blutstropfen übermalt, als ob er gezeißelt wäre, und er ein groß Mitleiden mit unserm Herrgott hatte, betete er ein Vaterunser und sprach zuletzt: „Ach, lieber Herrgott, laß dirs eine Witzigung sein und komme nicht mehr unter die schnöden, bösen Juden.“

XVII

Von zweien bösen Nachbarn.

Zwei Nachbarn, welche immer miteinander zankten, kamen vor den Bürgermeister einer kleinen Ursach halber – vielleicht war es um eine Henne oder Ente zu tun – und hatten beide viel großer Klagen, also daß sie den Bürgermeister schier taub machten und er ihrem Geschwätz nimmer mochte zuhören, so daß er ihnen einen gar kurzen Bescheid gab. Der eine war aber insonderheit eine neidische Hadermeze, wie man ihrer wohl mehr findet, und da er sahe, daß der Bürgermeister seinem Nachbar nicht eine besondere Rüge gab oder Geldstrafe auslegte, ward er so hart ergrimmt, daß er nicht wußte,

was er vor Zorn sagen sollte, und sprach: „Herr Bürgermeister, noch ein böß Stück weiß ich von ihm: er ist ein Wiedertäufer.“ Der andere sprach: „Gnädiger Herr, er lügt in seinen Hals hinein, er ist selbst einer und hat mich auch dazu bringen wollen“; und that darzu einen großen Schwur oder vier und sprach: „Wenn es nicht vor dem Bürgermeister wäre, ich wollte dir den Kopf zerschlagen.“ Der Bürgermeister war froh, daß er sie los wurde, und sprach: „Geht hin, lieben Freunde, und vertragt euch selbst miteinander; denn ich sehe wohl an eurer schweren und neidischen Nachbarschaft, daß ihr beide keine Wiedertäufer seid; ich glaub nicht, daß euer einer, so er an einen Backen geschlagen wird, daß er den andern auch dar hielte.“ Also kann ein Herr mit solchen zänkischen Leuten nicht besser davon kommen, denn daß er sie kurz abweist und sich selbst vertragen läßt.

XVIII

Von einem, der ein ehrliches Erbieten an die Herren that, er wäre sonst gehängt worden.

Ein unnützer nasser Vogel – wie man denn solche Gefellen pflegt zu heißen oder nennen – welcher zu vielen Malen um kleine Diebstähle im Gefängnis gelegen war, hatte sich allemal herausgeredet, daß er allweg davon kam. Zuletzt aber trieb er das doch so toll, daß er nimmer gelitten werden konnte, weshalb er wieder gefangen ward; und die Sachen rochen alle zusammen so stark, daß er mit kaiserlichem Recht zum Tod verurteilt ward, daß man ihn hängen sollte. Da ihm aber die Herren das Urtheil brachten, wie man denn

tut, einen Tag oder dreie davor, ehe daß man ihn abtat, damit er sich darein schicken könnte; und da er vernahm, daß man ihn hängen sollte, stellte er sich also seltsam und grauslich, daß sich die Herren verwunderten. Und da er lange mit viel Worten sich dem Urtheil widersetzt und angezeigt hatte, wie er es gar nicht annehmen könnte, denn es wäre ihm zu streng, er könnte es nicht erleiden, sprach er in Summa: „Ich werde das Urtheil nicht annehmen, Gott gebe, was ihr macht, so werde ichs nicht tun. Aber also will ich tun, damit ihr, meine Herren, sehet, daß ich selbst nichts Unbilliges begehren will: tuet eins und schneidet mir beide Ohren ab und hauet mich mit Ruten aus, so will ich euch noch zehn Gulden dazu geben; ist das nicht ein ehrbares und ehrliches Erbieten?“ Des ehrlichen Erbietens mußten die Herren lachen, brachten es also wieder zurück an ihre Oberherrn. Also wurden sie zu Rat und kamen seinem ehrlichen Erbieten nach und sagten ihm, wo er wieder käme, so müßte er den Galgen umreißen oder daran erwürgen. Also kam er nimmermehr.

XIX

Von einem Kaufmann, der sein Lebtag nie längere Ellen gesehen hatte.

In der Zeit, als der teure Franz von Sickingen, löblichen Gedenkens, mit denen von Worms Krieg führte, weshalb es einigermaßen besorglich auf dem Rhein zu fahren war, entschlossen sich etliche Kaufleute von Antwerpen und Köln, daß sie ihre Güter auf der Achse eine andere Straße gen Frankfurt auf die Messe gehn

lassen wollten und auch selbst mitreiten und allweg dabei bleiben, als wären sie Geleitsleute. Es waren aber etliche gute Schlucker, die sich dazumal vom Stegreif ernährten (Gott sei Lob, daß es nimmermehr geschieht), denen waren diese Kaufleute ausgekundschaftet. Die trafen diese Kaufherren an einem gelegenen Ort nicht weit von Frankfurt an, und wie denn ihr Brauch ist, fuhren sie die Kaufleute mit einem solchen Ungeßüm an, daß ihrer etliche davonritten, etliche fingen und banden sie. Und also in ihrem Beisein brachen sie die Wagen auf, und was ihnen gefiel, das nahmen sie. Als sie aber an die Tücher, Sammet, Taffet, Atlas, Damast kamen, sie zerschnitten und mit ihren Reiterspießen ausmaßen und untereinander teilten, weinten etliche Kaufherren, aber sie spotteten darüber. Zuletzt kam es auch an einen, der gedachte: „Was willst du daraus machen? du kannst nichts dazu tun; laß es gleich gehn, wie Gott will!“ Und da sie seine Seide und Tuch oder Barchent also mit den Spießen ausmaßen, stand er und lachte, daß er sich schüttelte. Des verwunderten sich die Reiter sehr; und als sie ihn fragten, was er also lachte, sprach er: „Ich muß lachen, denn ich habe Kaufmannschaft all mein Tage von Kind auf getrieben und so manchen Markt und Messe in Deutsch- und Welschland besucht, auch zu Paris, wo doch eine lange Elle ist, aber all mein Tag hab ich längere Ellen nicht gesehen, denn ihr da brauchet. Ich glaub, wenn ihr auf einen Markt kämet und solch gut Maß gäbet, ihr würdet eure Ware bald vertrieben haben.“ Über diese guten Schwankreden mußten die Reiter lachen, und sprach einer unter ihnen: „Ich glaube, daß du auch

ein guter Gesell bist," und sie beschloffen, daß sie ihm seine Ware allesamt wieder schenkten, und machten sich mit dem übrigen davon. Denn in solchen Handeln ist nicht langer Mist zu machen.

XX

Von einem Pfaffen, der sich erbot, seinen Untertanen das Sakrament in dreierlei Gestalt zu geben.

Ein armer, ungelehrter Pfaffe stellte nach einer guten, reichen Pfarre, denn er hörte, wie sie so viel Einkommens hätte, daher sie ihm so wohl gefiel; es war ihm nicht um das Schäflein-Weiden zu tun, sondern er erhoffte, viel Geld darauf zu bekommen. Und als er nun viel und oft darum gebeten hatte und gelaufen war, ward er von den Bauern auf einen Sonntag beschieden; sie wollten mit ihm verhandeln und auf die Pfarre annehmen. Da nun derselbige Sonntag kam, erschien der Pfaff vor dem Schultheiß und ganzen Gericht in Beisein des Amtmanns, und als nun alle Dinge bestimmt waren, was er zu Lohn haben sollte, wie Behausung, den Kleinen Zehnten und etliche Viertel Früchte, als Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Wein und Geld, womit der Pfaff sehr wohl zufrieden war, – als alles verabredet und beschloffen war, nahm ihn der Schultheiß auf die Seite und sagte ihm insgeheim: „Lieber Herr Pfarrer, nachdem ihr bisher im Papsttum euch gehalten habt, sollt ihr wissen, daß es in diesem Ort eine andere Gestalt hat, denn wir sind hier gut eigenwillig¹;

¹ eigensinnig, hier aber Verdrehung für: evangelisch.

darum müßt ihr uns das Sakrament in zweierlei Gestalt reichen, nämlich in Brot und Wein.“ Der gute Pfarrer fürchtete, wenn er sich weigerte, würden ihn die Bauern gehen lassen; derhalben war er gutwillig und sprach zu dem Schultheiß: „Das will ich gern tun; damit ihr sehen sollt, daß ichs treulich und gut mit euch meine, so will ichs euch in dreierlei Gestalt geben, nämlich in Brot und Wein und Käse dazu.“ Das gefiel dem Schultheißen sehr wohl, und er sagte, er wollte es seinen Bauern hinterbringen, ob sie sich damit begnügen lassen wollten.

XXI

Von einem, der einen Fürsprecher überlistet, was ihn der Fürsprecher selbst gelehrt hat.

Einer ward vor Gericht um eine Sache angesprochen, des er sich wohl versah, er würde ohne Geld nicht davon kommen. Das klagte er einem Fürsprecher oder Redner; der sprach zu ihm: „Ich will dir zusagen, dir aus der Sache heraus zu helfen und dich ohn alle Kosten und Schaden davon zu bringen, sofern du mir vier Gulden zum Lohn für meine Arbeit geben willst.“ Dieser war zufrieden und versprach ihm, die vier Gulden zu geben, sofern er ihm aus der Sache hülfe. Also gab er ihm den Rat, wenn er mit ihm vor Gericht käme, so sollte er keine andere Antwort geben – Gott gebe, was man ihn frage oder schelte – denn das einzige Wort: Blä. Da sie nun vor das Gericht kamen und viel gegen diesen geklagt ward, konnte man kein anderes Wort aus ihm heraus bringen als Blä. Also lachten die Herren und sagten zu seinem Fürsprecher: „Was wollt ihr von seinet=

wegen antworten?“ Sprach der Fürsprecher: „Ich kann nichts für ihn reden, denn er ist ein Narr und kann mir auch nichts berichten, was ich reden soll; es ist nichts mit ihm anzufangen, er sollte billig für einen Narren gehalten und ledig gelassen werden.“ Also gingen die Herren zu Rat und ließen ihn ledig. Danach heischte von ihm der Fürsprecher die vier Gulden. Da sprach dieser: „Blå.“ Der Fürsprecher sprach: „Du wirst mir das nicht abblåen; ich will mein Geld haben“, und entbot ihn vor das Gericht. Und als sie beide vor dem Gericht standen, sagte dieser immerzu: „Blå.“ Da sprachen die Herren zum Fürsprecher: „Was macht ihr mit dem Narren? Wißt ihr nicht, daß er nicht reden kann?“ Also mußte der Redner das Wort Blå für seine vier Gulden zum Lohn nehmen, und traf Untreue ihren eignen Herrn.

XXII

Woher es kommt, daß man spricht: „Ei du armer Teufel“, und wiederum: „Das eben ist des Teufels Dank.“

Es war ein guter, einfältiger Mann, der kam in eine Kirche, da stand das Bild Christi gemalt auf das schönste; dem zündete er ein Lichtlein oder ein Wachskerzlein an und betete davor. Und wie er also umherging, die Kirche zu beschauen, denn er war zuvor nie darinnen gewesen, so fand er den Teufel auf das aller-scheußlichste in einem finstern Winkel auch gemalt, daß er gleich über ihn erschraß; und also unbedachterweise sprach er: „Ei du armer Teufel, wie stehst du doch so

grämlich? Ich will dir doch auch ein Licht anzünden.“ Nicht lang danach träumte diesem guten Mann, wie ihm der Teufel in einem Walde begegnete und sprach: „Guter Freund, du hast mir neulich ein Licht angezündet: darum ist billig, daß ich dir auch Wiedervergeltung tu und dir eine Ehr erweise. Darum so komme her mit mir, so will ich dir einen Ort zeigen, da ein großer Schatz begraben liegt, den sollst du ausgraben und von meinerwegen verzehren.“ Und führte ihn mit diesen Worten zu einem hohlen Baum und sprach: „Geh heim und hole Bicke, Schaufel und Hacke, damit du ihn ausgrabest.“ Den guten Mann deuchte im Schlafe, wie er spräche: „Ja, ich werde aber diesen Baum nicht wieder finden können.“ Der Teufel sprach: „Dreh einen Haufen daneben, so wirst du ihn dabei wieder finden.“ Der Mann folgte dem Teufel und vermeinte, er säße neben dem Baum; und da er erwachte, hatte er das Bett beschmutzt und lag im Dreck. Derhalben ihm die Frau übel fluchte, denn sie mußte das Bett wieder waschen. Da sprach dieser fromme Mann: „Das ist eben des Teufels Dank!“ und sagte seiner Frau, wie es ihm ergangen wäre. Da spottete sie sein erst recht.

XXIII

Von einem einfältigen Bauern, der da beichtete
und nicht beten konnte.

Ein einfältiger Bauer beichtete einem Pfaffen, und als er schier alle seine bösen Stücke erzählt hatte – nämlich wo er sähe einen anderen zwei rote Nesteln in den Hut ziehen, so zöge er allerweg drei darein; und beim Tanze

luge er immer, daß er mit der hübschesten Dirne aufziehen könne; und so ihm das geriete, luge er stets, daß er höher als ein andrer spränge; und solche schwere Sünden bekannte er ihm viel. Da sprach der Pfaff zu ihm: „Kannst du auch beten?“ Der Bauer sprach: „Nein!“ Der Pfaff sprach: „Du mußt es lernen.“ Der Bauer sagte: „Ich kanns nicht lernen, ich habs oft versucht.“ – „Wohlan,“ sprach der Pfaff, „so geb ich dir zur Buße, daß du ein ganzes Jahr lang alle Tage wollest sprechen: ‚O du Lamm Gottes, erbarm dich über mich!‘ und wenn du das in einem Jahr lernest, so will ich dich darnach mehr lehren.“ Der Bauer sagte: „Ich wills tun!“ Also ward er absolviert. Da er nun die Buße anhub zu beten, sprach er allewege: „Du Lamm Gottes, erbarme dich mein!“ bis um Sankt Johannistag; da sprach er darnach: „O du Schaf Gottes, erbarme dich mein!“ Und da es weiter ins Jahr hinein kam bis auf den Herbst, sprach er: „O du Hammel Gottes, erbarme dich mein!“ Auf das andere Jahr in der Fasten kam er wieder zu dem Pfaffen, seinem Pfarrer; der fragte ihn, ob er auch seine Buße hätte gebetet, wie er ihm auferlegt. Der Bauer sagte ihm, wie er die Namen dem Jahr nach verwandelt hätte. Der Pfaff sprach: „Warum hast du es getan?“ Der Bauer sagte: „Ist es nicht zuerst ein Lamm und darnach ein Schaf und zuletzt ein Hammel?“ Da lachte der Pfaff und gedachte: „Hat dich bisher niemand können beten lehren, so will ichs auch nicht unternehmen“, und ließ ihn gleich also beten, was er wollte; es geht wohl daraus hervor, daß der Bauer frömmere gewesen denn der Pfarrer.

Von einem großen Prahlhans, wie er in einen Gerner oder Beinhaus gefallen ist.

Man findet noch an diesem heutigen Tage solche große Prahlhänse und Eisenbeißer, welche dergleichen tun, als wollten sie allen Menschen mit einem Streich die Ohren abschlagen, so gar böse sind sie; sollte aber einer des Nachts über einen Kirchhof gehen, er ginge eher eine Viertelmeile Wegs um. Also war auch einmal ein Sederchwinger, der trug den Hut voller Straußfedern, aber einen Hasenbalg zu einem Brusttuch. Zu einer Zeit war er aus einem Speckkrieg wieder zu Lande gekommen; wo er zu Leuten kam, sagte er von grausamen Schwertstreichen, so er vollbracht hätte; seines Blutvergießens war kein Ende zu erzählen. Das war aber meines Bedünkens nur über Hühner, Gänse und Enten ergangen. Eines Tages saß er in sehr großer Prahlerei bei seinen Gesellen in einer Zechen und fing abermals von großen Streichen an zu sagen; zuletzt merkten sie die Poffen und sannten auf einen Streich. Unter anderen Reden trug es sich zu, daß sie anfangen zu sagen von einem alten abgeschiedenen Weibe, welche erst auf denselbigen Abend gestorben, und hätte man sie aus Mangel des Tags denselbigen Abend nicht begraben können; ihr Hausvolk hätte sie auch nicht die Nacht im Hause behalten wollen, und also hätte man sie auf den Kirchhof getragen und auf einer Bahre in das Beinhaus gestellt, damit sie den künftigen Tag begraben würde. Nun war es ihrer aller Weg; wenn sie aus dem Wirtshaus heimgehen wollten, hatten sie keinen anderen Weg

denn über den Kirchhof, darum sie einander sehr mit dem alten abgestorbenen Weib verspotteten. Der gute Kriegsmann und Mauernbrecher hätte gewollt, er wäre zehn Meilen Wegs von dannen gewesen, denn ihm war sehr angst vor dem alten abgestorbenen Weibe, die doch in ihrem Leben gar kümmerlich an einem Stecken kriechen mochte und ihm nicht einen Finger hätte mögen biegen. Die andern guten Gesellen merkten dies an ihm, darum trieben sie ihr Gefährte je länger je mehr für sich, bis dem guten Landsknecht anhub die Stirn zu schwigen, durfte sich doch aber der Schande halber nicht ängstlich oder dergleichen zeigen. Zuletzt kam es dahin, daß die andern anfangen zu wetten, welcher so kühn wäre und zum ersten ohne ein Licht auf den Kirchhof zu gehen wage, um zusehen, ob das Licht oder die Umpel noch im Weinhaus brenne. Denn die Sachen waren allein darauf hingespielt, daß sie sehen wollten, was hinter dem Gänseköpfer für ein männlich Gemüt war. Zuletzt kam die Wette auch an ihn. Er ward gar zornig, stand auf von dem Tisch, mochte die grausigen Worte nicht hören, zahlte die Zeche, nahm seinen Mantel und ging heim. Nun wußte er keinen andern Weg heimzukommen als über den Kirchhof, sonst hätte er durch einen tiefen Bach müssen waten. Also faßte er sich ein Mannesherz, und mit Zittern und großem Schrecken ging er auf den Kirchhof; und als er nahe zu dem Weinhaus kam, wand er seinen Mantel um den Kopf, stieß die Singer in die Ohren, denn er besorgte, er würde das alte Weib schreien hören, welche in ihrem Leben Alters halben stumm gewesen war. Er ging mit ganz schnellen Tritten vorwärts, damit er bald von dem Kirchhof käme. Da er

aber nicht sehen konnte vor seinem Mantel und meinte, fern von dem Weinhaus zu gehen, geht er gerade dagegen, trifft auf die Stiege und fällt mit schwerem Fall, eine hohe steinerne Treppe hinab sonder alle Hilfe. Nun waren Stühle im Weinhaus; darin fiel er ganz ungestüm und brach sich ein Bein; auch Kopf und Angesicht hatte er auf der Treppe übel zerfallen. Er fing an, gar jämmerlich zu schreien; da war aber niemand, so ihm helfen wollte, denn ihn vermochte niemand zu hören. Zuletzt umgab ihn solche Furcht, Angst und Schrecken, daß ihm das Schreien auch verging; er hub aber gar schwerlich an zu seufzen und zu heulen. Als nun seine Gefellen genug gezecht hatten, sind sie auch nach Hause gegangen. Als sie nun zu dem Weinhaus kamen, hörten sie den armen Tropf ernstlich seufzen; sie aber meinten nicht anders, als daß das alte Weib wieder zu sich selbst gekommen wäre. Und dieweil sie ein Licht hatten, gingen sie hinab, fanden aber ihren Gefellen mit zerbrochenem Bein zwischen den Stühlen liegen; sie trugen ihn sogleich in eines Arztes Haus und ließen ihn verbinden. Da erzählte er seine Geschichte der Länge nach; also mußten sie lachen zu seinem großen Schaden, so ihm denn widerfahren und zugestoßen war, und er mußte, wie man gemeiniglich sagt, den Spott zum Schaden haben.

Einer vertreibt seinem alten Weibe das Hauptweh.

In einer Stadt, am Rheinstrom gelegen, wohnte eine sehr reiche und farge alte Witfrau; der stellten viel alter reicher Witwer nach und vermeinten, sie zu erwerben; ihr aber war gar kein Sattel gerecht. Denn sie gab allerwegen die Antwort, sie wollte selber über ihr Hab und Gut Meister sein und keinem Manne mehr das unterwürfig machen. Es begab sich über lang, daß ein Landsknecht in die Stadt kam, ein gar schöner, gerader, fröhlicher junger Kerl; der hörte von dieser Witfrau so viel sagen, daß er sich endlich vornahm, er wollte sein Heil versuchen. Er war wohl ausgepugt mit Kleidung, trat der guten alten Frau vor das Haus, begegnete ihr in der Kirche und auf der Straße und sprach sie ganz tugendlich und freundlich an. Die gute alte Frau, die über sechzig Jahre war, meinte, der Junge hätte eine solche Gunst zu ihr, nahm auch je länger je mehr acht auf ihn und fing auch an, ihm gar freundlich zuzusprechen. Der gute Schlucker meinte, die Glocke wäre jegund schon halb gegossen, er kaufte einen schönen Schleier und fügte sich mit Fleiß an einen Ort, da er meinte, die Witfrau allein zu treffen. Es geschah nach seinem Willen und Wunsch, denn sie kam ihm gleich zu Gesicht. „Zarte, liebe Frau,“ sagte er, „es hat mich Euer freundliches und tugendliches Ansprechen dermaßen in Freundschaft und Liebe gegen Euch bewegt, daß, wo ich in Eurem Verstand, Vermögen und Wesen wäre und Ihr meine Jugend nicht scheuen dürftet, ich in der gan-

zen Stadt kein Weibsbild wußte, mit dem ich lieber haushalten wollte. Dies hab ich Euch nicht können verhalten, wiewohl ich weiß, daß Ihr meiner Gunst nur wenig acht habet; aber wegen meiner freyen Worte, so ich jetzt so unverschämt mit Euch geredet habe, wollet diese kleine Gabe von mir zur Strafe nehmen; bitt Euch dabei, mir zu vergeben.“ Die gute alte Vettel, welche in den Jungen närrisch verliebt war, meinte, daß ihm mit allen Worten Ernst sei. „Junger,“ sagte sie, „wenn ich deinen Worten trauen dürfte, wollte ich mir die Sache nicht lange überdenken, wiewohl nicht ohne ist, daß viel alte, ehrliche, reiche Männer um mich werben, so mir an Alter gleich sind. Wie wollte ich mich aber getrösten, wenn ich einen alten Mann nähme: über Nacht lägen wir beisammen da, und es wüßte Keins dem andern zu helfen, wir wären beide krank und schwach; darum habe ich mir längst vorgenommen, einen guten, frommen Gesellen zu nehmen, ob er gleichwohl nicht so gar reich ist, wenn er mir nur Gutes tut; an Gut und Geld solls ihm nicht mangeln.“ In Summa, kurz davon geredet, sie wurden der Sache eins: sie versprach ihm die Ehe. Als nun der Kirchgang geschehen war, fing der gute, junge Mann an, gar häuslich zu sein, versah alle Sachen nach dem besten, denn er befand, daß ihm die Frau ihre Barschaft und Kleinodien noch nicht ganz offenbart hatte. Als er sie aber mit Suchslisten hinterging, daß sie ihm alles zeigte und zueignete, hat er von Tag zu Tag angefangen abzuspinnen und sich Kurzweil und Freud bei seinesgleichen gesucht. Wenn er dann nach Hause ging, kam er selten allein; er brachte immer einen guten Gesellen oder zweie mit sich;

die saßen dann zusammen bis Mitternacht, spielten, schlemmten und praßten; und wenn die gute Frau etwas zur Sache redete, trieben sie nur ihr Speis- und Sagswerk mit ihr, darvon die gute Frau in großen Unwillen kam. Doch durfte sie es ihren Freunden nicht klagen, weil sie ihrem Räte nicht gefolgt war. Was ist zuletzt geschehen? Einstmals kam er heim mit einer vollen Kotte. Seine Frau hatte sie von weitem gesehen und vermeinte, sie wollte eine andere Kunst versuchen, damit sie doch einmal solche Gäste loswerden möchte. Sie nahm eilends ein Handtuch, wand dies um den Kopf und legte sich auf die Bank. Der Mann kam mit seiner Schar in die Stube und fand seine Frau also liegen; er ging zu ihr und sagte: „Meine liebe Hausfrau, was gebricht dir? Liebe, sei guter Dinge; komm, laß uns leichtsinnig sein.“ – „Laß mich zufrieden,“ sagte sie, „du treuloßer Mann. Hast du mir das zugesagt und versprochen?“ – „Liebe Frau,“ sprach er, „ich weiß doch keinen Mangel, so du hast; bist du nicht versehen genug mit Mägden, so ding dir noch ein paar; schmeckt dir ein Wein nicht, so stich dir ein ander Saß an und kaufe daneben, was dich gelüstet; was willst du noch mehr haben?“ – „Was sollt ich haben wollen?“ sagte sie; „ich wollte, du bliebest daheim und versähest dein Haus; so aber gehst du Tag und Nacht zu deinen Gesellen, von welchen du nichts Gutes lernst, und läßt dagegen mich arme Frau liegen in Angst und Schmerzen. Denn mir tut mein Kopf so weh, daß ich nicht weiß, wo ich bleiben soll. Wie willst du doch solche Untreue verantworten?“ – „Wie,“ sagte er, „sollte ich eine so liebe alte Frau haben und sollte leiden von einem liederlichen

Kopf, daß er sie beleidigt? Das soll einmal nicht sein!“ Als er solches geredet, riß er ihr das Handtuch vom Kopf und fing an mit beiden Säusten zu schlagen und sagte: „Sei, Kopf, wolltest den Meister spielen und meiner Frau, von der ich Gut und Ehre habe, weh thun? Ich wollte dich eher zertrümmern!“ Die gute alte Mutter wußte nicht, wie sie es verstehen sollte, denn sie merkte, daß kein Aufhören da war. Darum mußte sie sich mit dem nächsten Einfall behelfen. „O lieber Mann,“ sagte sie, „laß von deinem Zorn ab gegen meinen Kopf; er tut mir nicht mehr weh.“ – „Das verdanken ihm“, sagte er, „die Prügel. Nun steh auf, meine liebe Hausfrau, und laß dich keinen solchen bösen Kopf mehr anfechten; ich bin guter Hoffnung, er soll dirs nicht mehr tun.“ Also mußte die gute alte Mutter von ihrem angenommenen Siechtum aufstehen, zu ihres Mannes Gästen sitzen und guten Mut haben, es wär ihr lieb oder leid. Als sie nun zuletzt von ihrem Reifen abließ und den Mann nicht mehr also quälte, stand er selbst von seiner Weise einesteils ab.

XXVI

Ein Måher fand zwei Köpfe in seinem Bett, als er morgens von der Matte kam, seinen Wegstein zu holen.

Man sagt gemeinlich, die Männer haben das Plarr am Morgen und die Weiber erst am Nachmittag; davon gibt dieses Måhers Weib ein genugsames Zeugnis. Man sagt von einem Måher, derselbe saß in einem Dorfe. Er hatte eine gar schöne Frau; das nahm der Pfarrer im

Dorfe bald wahr und gesellte sich zu dem guten Mäher; der nahm die Sache gar gut auf und traute dem Pfarrer und seinem Weibe nichts Urges zu. Als nun der Pfaff den Mäher oft zu Gaste lud, der Frau auch mit vielen Gaben und Geschenken begegnete, kam es zuletzt dahin, daß sie in engere Bekanntschaft miteinander kamen. Wenn dann der Mäher des Morgens an seine Arbeit ging, kam der gute Herr und half ihm das Haus hüten. Nun begab es sich eines Morgens, daß der gute Mann wieder gar früh aufgestanden war; er nahm seine Sense und eilte mit großem Ernst auf die Wiese. Das nahm der Pfarrherr gar bald wahr und fügte sich zu der Frau, wie solches seine Gewohnheit war. Als aber der gute Mäher ein Stück oder zwei gemäht hatte und ihm seine Sense gar nicht mehr schneiden wollte, hat er erst an seinen Kumpf gedacht und ist mit großer Eil wieder nach Haus gelaufen. Als er aber an die Haustür gekommen, hat er gar wenig Rumor gemacht, denn er sorgte, er würde sein Weib, das ihm sehr lieb war, erwecken, ist also ganz still in die Kammer geschlichen. Da fand er eilends seinen Kumpf an der Wand hängen, den nahm er und ging wieder davon. Wie er aber zu der Kammer hinaus geht, blickt er auf sein Bett und ersieht zwei Köpfe, von denen der eine oben eine Platte hatte. Der gute Mann that nichts Urges gedenken, es war ihm auch so eilig mit seiner Arbeit, daß er nicht weiter hinschauen wollte. Sobald er aber hinweg war, machte sich der Pfarrer auf in großen Ängsten, denn er meinte, der Mäher wollte ihn vor dem Amtmann verklagen, damit er gefangen würde. Das Weib aber, welches listiger war, tröstete ihn und sagte, er solle aller

Sorgen entladen sein, sie wolle die Sache wohl verteidigen, ihm solle nichts Urges widerfahren. Als aber nun der gute Mann jegund ganz streng bei seiner Arbeit war, fing er erst an, hin und wieder zu gedenken, insonderheit an die zwei Köpfe, so er in seinem Bett gesehen hatte. Um Mittag aber, da hatte ihm die Frau einen guten Imbiß bereitet; sie nahm das Essen und ging zu ihm hinaus auf die Wiese, und als sie jegund gar nahe zu ihm kam, sagte sie mit gar fröhlicher Stimm: „Einen guten Morgen miteinander!“ Der gute Mann sah sich um und meinte, es wäre noch einer auf die Wiese gekommen; als er nun niemand sieht, sagt er: „Frau, was meinst du mit diesen Worten?“ – „Ach,“ sagte sie, „wie kannst du so ein Mann sein? Hättest du mir nicht sagen können, daß du einen Gesellen bei dir hast? So hätt ich doch desto mehr gekocht; doch meine ich, ihr sollt keinen Mangel haben.“ Der Mann sagt: „Frau, wie ist dir? Ich meine, du habest zu früh getrunken. Nun bin ich doch ganz allein auf der Wiese, und ist niemand bei mir denn du allein.“ Die listige Frau ging gegen den Mann und wischte sich die Augen und sagte: „Sürwahr, mein Gesicht hat mich betrogen; denn ich hätte mit einem eine Kuh verwettet, es wären deiner zwei gewesen.“ – „Sürwahr,“ sagte der Mann, „es ist mir heute morgen desgleichen begegnet. Denn als ich heute morgen meinen Kumpf daheim vergessen hatte, kam ich heim in unsere Kammer und holte meinen Kumpf. Da hätte ich mit einem ein groß Gut verwettet, der Pfarrer wäre bei dir in unserem Bett gelegen.“ Die Frau fing an gar inniglich zu lachen und sagte: „Mein lieber Hans, jegund glaub ich erst, wie man sagt, daß

die Männer das Plarr am Morgen haben und die Weiber erst nach Mittag; was mag's doch für eine närrische Krankheit sein? Ich wüßte es nicht, es käme denn vom übermäßigen Trinken oder Schlafen.“ Also saßen sie beisammen, aßen und tranken, waren lustig, und behielt der gute Mäher das Plarr vor wie nach.

XXVII

Ein voller Pfaff wollte zu einem Dreikönigsabend gehn und fiel in eine Wolfsgrube, als er vermeinte, eine Ente zu fangen.

Es liegt ein Dorf in Lothringen, darin wohnte ein toller, ungeschickter Pfaff, wie man denn derselben nicht wenig in Lothringen findet. Er hatte den Brauch an sich, daß er von einem Dorf zum anderen lief; wo er ein gutes Mahl wußt, da lugte er, daß ihm sein Teil auch davon ward. Hab auch von glaubwürdigen Leuten gehört, daß er zum öfternmal an einem Tag an zweien Orten Messe gelesen habe, einmal in seiner Pfarre, und darnach in ein ander Dorf gelaufen sei, da er ein gut Mahl gewußt hat und auch Messe gelesen habe. Es begab sich an einem heiligen Dreikönigsabend, daß er von Wych in ein ander Dorf laufen wollte und mit den Bauern König machen; er hatte aber sich zu Wych etwas lange gesäumt, weil er mit seinen Bauern zuvor König gemacht hatte; derhalben ward es etwas spät. Nun hatten die Bauern in dem Dorf, in welches er gehn wollte, erst am selbigen Tag eine tiefe Wolfsgrube nicht weit vom Dorfe aufgeworfen, und, wie man pflegt zu tun, inmitten der Grube hatten sie eine Heustange auf-

gerichtet und eine Ente in einem Korbe darauf gebunden, damit, wenn die Wölfe oder Füchse die Ente hörten, sie dem Geschrei zulaufen sollten und in die Grube fallen. Als nun der gute Herr nahe zum Dorfe kommt, so hört er die Ente im Feld nicht weit vom Dorfe schreien. Er dachte bei sich selbst: „Diese Ente ist aus dem Dorf gekommen; es möchte sie ein Fuchs erwischen und fressen; besser ist, ich fange und erwürg sie, so kann ich sie verstecken an einem heimlichen Ort; wenn ich dann nach dem Nachessen heimgehe, nehm ich sie mit, so hab ich morgen zur Nacht auch einen guten Braten.“ In solchen Gedanken kam der Pfaff immer näher zu der Ente, und je näher er zu ihr kam, um so mehr und fester schrie sie. Nun war die Grube allenthalben mit kleinem Reisig und Stroh überdeckt, daß der gute Pfaff nichts anderes meinte, denn es wäre ebener Boden, und eilte schnell auf die schreiende Ente zu, damit sie ihm nicht entlaufen möchte. In solchem eilenden Lauf fällt er gar ungestüm in die Wolfsgrube. Die Ente aber hub desto mehr an zu schreien; das erhört auch ein hungriger Wolf, läuft dem Entengeschrei zu und fällt auch zu dem Pfaffen in die Grube. Der Wolf, als er vernahm, daß er gefangen war, hat er sich ganz züchtiglich in der Grube gehalten und dem Pfaffen kein Leid zu tun begehrt. Dem Pfaffen aber war gar angst bei dem Wolf in der Grube, und er hat alle Augenblick sein Leben verloren gegeben. Es währte nicht eine Stunde, da kam ein Fuchs, der meinte auch, einen guten Bissen zu erlangen; dem ging es gleich wie den vorigen zweien. Der Fuchs aber, sobald er in die Grube kam, fing an, den Pfaffen zu stupfen und zu rupfen an seinem Rock,

wovon dem Pfaffen eine große Angst ankam, denn er wußte seines Lebens und Sterbens kein Mittel. Nun war er ganz nahe bei dem Dorfe; wenn die Bauern anhuben zu schreien: „Der König trinkt!“ so machte das erst den guten Herrn so gar unlustig, denn er war gewohnt zu sein, wo man schlempt und dempt, und nicht übernacht in der Wolfsgrube zu liegen. Als nun des Morgens die Bauern lugen wollten, was sie die Nacht gefangen hätten, kamen sie mit Seilen und Leitern, Spießen und Kolben zu der Grube und fanden also den Pfaffen, Wolf und Suchs beieinander, worüber sie sich denn gar größlich verwunderten. Der Pfaff bat sie gar freundlich, sie wollten von ihren Fragen abstehn und zuvörderst trachten, wie sie ihn aus der großen Angst und Not brächten; alsdann wollte er ihnen alle Dinge nach der Länge erzählen. Sie ließen ihm ein Seil in die Grube, der Pfaffe band sich selbst daran; also zogen sie ihn herauf. Der Pfaff bat die Bauern um aller Heiligen willen, sie sollten den Wolf seines Lebens verschonen, den Suchs aber sollten sie umbringen; dafür wollte er ihnen einen Schnapphahn schenken. Die Bauern fragten den Pfaffen nach der Ursache, warum er doch dem Wolfe sein Leben also erkaufen wollte, da doch kein Tier in der ganzen Welt wäre, dem alle Welt so feind wär wie einem Wolf. Der Pfaff sagte: „O lieben Freunde, der gute, fromme Wolf ist die ganze Nacht so züchtig und still bei mir in der Grube gefessen und hat mir gar kein Leid zuzufügen begehrt. Aber der schandlich lasterliche Suchs, sobald der in die Grube kam, fing er an, nach mir zu springen, meinen Rock zu zerreißen, und hat mich ganz ängstlich gemacht; darum

begehre ich ihm sein Leben nicht zu fristen.“ Die Bauern nahmen den Schnapphahn von dem Pfaffen, schlugen aber nichtsdestoweniger den Wolf und den Fuchs zu Tode. Ich glaub auch, sollten sie gewußt haben, daß der Pfaff der Meinung gewesen war, die Ente zu stehlen, sie hätten ihn auch zu Tode geschlagen, so gut wie den Wolf und den Fuchs.

XXVIII

Von einem ungelehrten Pfaffen, der den Kalender nicht verstund.

Ich muß noch von einem Pfaffen im Lande Lothringen schreiben, dieweil es eben also paßt. Es liegt ein Dorf im Lothringer Land, mit Namen Langenwasen genannt. Darin hat zu dieser Zeit auch ein hochgelehrter Pfaff gewohnt, dem mangelte gar nichts, denn daß er nicht wußte, wann es Samstag oder Sonntag war, da er sich gar nicht auf den Kalender verstund. Jedoch hatte er ein besonderes Merkmal für die Tage. Er war eines so sinnreichen Verstandes, daß er nur vom Zusehen gelernt hatte, die allerbesten Besen zu machen, so man antreffen konnte. Er nahm sich vor, jeden Montag anzufangen, und machte einen Besen, am Dienstag wieder einen, am Mittwoch, Donnerstag, Freitag und Samstag jeden Tag einen; und wenn er dann der Besen sechs zusammengebracht hatte, so konnte er abnehmen, daß der künftige Tag Sonntag sein mußte. Darum ging er stets am Samstagabend zu seinem Sigristen und befahl ihm, des Morgens zu der Messe zu läuten. Nun war ein schandbarer Bauer zu Langen-

wasen, der war oft um den Pfaffen; derselbe fand den Pfaffen einmal seine Besen auf solche Weise zählen: den ersten Besen nannte er Montag, den anderen Dienstag, den dritten Mittwoch, den vierten Donnerstag, den fünften Freitag; darnach sagte er: „Morgen muß ich meinen Kirchwart heißen läuten.“ An solchen Worten konnte der Bauer wohl abnehmen, daß er seine ganze Wochenrechnung allein an den Besen hatte. Auf einen Mittwoch darnach kam gemeldeter Bauer wieder in des Pfaffen Haus und fand ihn nicht daheim, denn er war ausgegangen nach Besenreisern. Der Bauer fand drei Besen beieinander in einem Winkel stehen; er nahm eilends den einen und verbarg ihn hinter einer alten Kiste. Der gute Pfaff arbeitete darnach, als er aus dem Holz kam, ganz fleißig. Am Freitag fing er wieder an, seine Besen zu zählen, und fand deren nicht mehr denn vier. Er sagte zu sich selbst: „Wie bin ich doch so gar irr in meinen Besen geworden; nun hått ich mit einem eine Wetteung bestanden, es wår heut Freitag gewesen, so es doch erst Donnerstag ist.“ Also stand er am Samstag morgens wieder auf und machte seinen Freitag. Am Sonntagmorgen machte er seinen Samstag. Nun hatte der Bauer, so ihm den Besen verborgen hatte, dem Sigristen alle Sachen geoffenbart. Und als die Zeit kam, fingen sie an, zur Messe zu läuten. Der Pfaff meinte, es wåre jemand gestorben, und lief bald in die Kirche und fragte, was das für ein Gelåut wår. „Ich hab zu der Messe gelåutet,“ sagte der Sigrift, „denn es ist heute Sonntag.“ – „Wie kann das möglich sein?“ sagte der Pfaff, „es ist Samstag.“ Also kamen sie

hart in Streit, daß zuletzt der Pfaff den Sigristen Lügner hieß. Der Sigrist, dem alle Dinge von dem Bauer waren angezeigt, stellte sich gar zornig und sagte: „Herr Pfarrherr, ihr scheltet mich einen Lügner; des müßt ihr mich überführen, oder ich will gehn gen Metz und will euch vor dem Bischof verklagen.“ Der Pfaff sagte: „Du Schalk, so geh und bring noch einen andern mit dir in mein Haus, da will ich dir gute Rechnung für einen jeglichen Tag geben.“ Bald lief der Sigrist zu dem Bauer, so ihm zur Sach geholfen, und brachte ihn mit sich in des Pfaffen Haus. Der Pfaff fing an und zählte seine Besen und konnte nicht mehr finden, denn den Freitag; der Samstag war noch nicht ganz fertig gemacht. „Siehst du,“ sagte der Pfaff, „da steht noch der Samstag und ist noch nicht fertig gebunden.“ Der Sigrist sagte: „Was gehn mich die Besen an! Zeigt mir den Kalender.“ Der Pfaff sagte: „Ich achte keinen Kalender, denn mir fehlen die Tage nicht an meiner Arbeit.“ Zuletzt sucht der Sigrist hin und wieder im Haus und findet den Besen unter der Kiste, zieht ihn hervor und sagt: „Hier seht ihr, Herr Pfarrer von Langenwasen, wer von uns wahr geredet hat; nun erwartet nur nichts anderes von mir, denn daß ich nächstens gen Metz ziehe und euch vor dem Bischof verklage; der wird euch den Kalender zu lehren wissen.“ Wem war banger denn dem guten Pfaffen? Er sorgte nicht allein, daß er um seine Pfründe käme, sondern fürchtete auch das Gefängnis. Darum bat er den Sigristen um Verzeihung, er wollte fürder den Kalender besser lernen und nicht mehr auf sein Besenmachen acht haben. Der Bauer, so den

Besen verborgen hatte, redete auch sein Gutes dazu; also vertrugen sie sich miteinander. Und als die Messe vollbracht war, führte sie der Pfaffe ins Wirthshaus, zahlte die Zeche und lernte später den Kalender. Solche ungeschickten Priester haben wir nicht in Deutschland, es müßte denn manchmal anders sein.

XXIX

Ein Edelmann verbot seinen Bauern zu schwören.

Es wohnte ein guter, frommer, alter Edelmann auf einem Schloß; der hatte unten daran ein großes Dorf, darin aber so böse, ungezogene Bauern, daß er auf keine Weise ihnen näher kommen konnte: kein Frevel war ihnen zu groß, daß sie ihn nicht verübten; sie gaben auf Gebot noch Verbot nicht eine Wicke. Und insonderheit war ihnen das Gotteslästern hoch verboten. Es half aber nichts. Zuletzt hatte der gute Junker ein Bedauern mit Weib und mit Kindern, denn er gedachte, die Väter würden sie gar um das Ihre bringen. Also ließ er ein Mandat ausgehen, welcher Bauer weiter Gott lästerte, den wollt er nicht allein an seinem Gut, sondern auch an dem Leibe strafen. Das bestand nicht lange, da wurden etliche fällig und hart an ihrem Leibe gestraft, wie mit dem Turm oder Pranger; einigen wurde die Zunge beschnitten, und etliche, so die Sache zu grob versahen, wurden an ihrem Leben gestraft. In Summa, es kam die Sache zuletzt so weit, daß die Bauern davon abstehen mußten, wiewohl es sie gar hart und sauer ankam. Das Ge-

finde war auch durch sein vorig unordentlich Wesen dahin gekommen, daß mit Gutem nichts mehr aus ihnen heraus zu bringen war, denn keines wollte in Gottes Namen etwas angreifen, es mußte ein großer Schwur mitlaufen. Das war den Bauern ganz beschwerlich. Sie kamen also in ganzer Gemeinde zusammen und beschloffen in gemeinem Rat, sie wollten zusammen vor den Junker auf das Schloß gehen und ihm den Handel vortragen, wie sie das Gesinde in keiner Weise wußten zu bemeistern, es wäre denn, daß er ihnen einen Schwur erlaubte. Also ward dem Junker die Sache durch den Schultheißen von wegen der Gemeinde vorgetragen. Als nun der Junker ihren Mangel vernahm, sagte er zu ihnen, was sie doch für einen Schwur begehrten. Der Schultheiß sagte: „Gnädiger Junker, wir bitten eure Gestrengen, gebt uns einen Schwur, der nicht zu klein, auch nicht zu groß sei, damit darnach das Gesinde möge in der Furcht erhalten werden.“ – „Wohl an!“ sagte der Junker, „dieweil ihr euer Gesinde dahin gewendet, daß sie um Bitten nichts wollen geben, so tretet all miteinander ab und erkieset euch einen Schwur; jedoch daß er das Leiden Christi nicht berühre.“ Bald traten die Bauern ab und wurden in der Sache einig, um die Pestilenz zu bitten. Sie kamen wieder zu dem Junker in den Saal. Der Junker sagte: „Habt ihrs bedacht?“ – „Ja,“ sprach der Schultheiß; „gnädiger Junker, wir stehen hier und bitten euch um Gottes willen, gebt uns nur die Pestilenz.“ – „So geht hin,“ sagte der Junker, „und habt noch die Franzosen dazu.“ Der Schultheiß von wegen der ganzen Gemeinde dankte dem Junker gar fleißig wegen der

reichen Begabung, und sie zogen also mit Freuden nach Hause.

XXX

Ein geiziger, verzagter Pfaffe schlägt beide Hände auf der Kanzel zusammen und schreit:
„Geld her, die Schuhe sind gestickt!“

Es ist ein großes Dorf im Elsaß, am Gebirge gelegen, darinnen saß ein langer, dürrer Pfaff, wie der Mann im Kastanienholz; der war eines gar verzagten Herzens; auf eine Kanzel konnte man ihn gar nicht bewegen, daß er dem gemeinen Volk das Evangelium verkündet hätte. Das war aber sein Brauch: wenn er Messe hielt, wandte er sich zu den Leuten (sobald er das Evangelium gesungen oder gelesen hatte) und sagte es ihnen dann auf Deutsch. Nun war ein Wirt oder Weinstecher im Flecken, ein sehr guter Satzbruder, der sagte zum öftern Mal zu dem Pfaffen, er sollte doch einmal das Evangelium auf der Kanzel sagen; wenn er solches einmal von ihm hörte, wollte er ihm einen Gulden schenken. Das trieb er so lange und viel mit ihm, daß sich der gute Herr zuletzt vor den Leuten schämen mußte. An einem Sonntag kam es ihm aber in den Sinn, daß er den Gulden verdienen wollte; er ließ es dem Weinstecher ansagen, damit er nachher keine Ausrede suchen noch haben möchte. Also kam er in die Kirche mit vielen guten Gesellen. Die stellten sich allesamt gerade gegenüber der Kanzel, um den Pfaffen zu erschrecken, daß er nicht hinauf ginge. Als er nun kam und sie also beieinander stehen sah, erschraak er über die Maßen; dennoch faßte er sich ein Herz, stieg hinauf, stand aber

eine gute Zeit stumm da, denn der Weinstecher mit seiner Gesellschaft wandte die Augen nicht von ihm ab. Zuletzt fing er doch an, das Evangelium zu verkünden, tat aber einen gar kurzen Sermon. Darnach, als er nun das Schuldbekenntnis gesprochen hatte und darauf die Absolution, schlug er beide Hände zusammen und plapperte gar laut auf der Kanzel und sagte: „Engelhart, Geld her, die Schuh sind geflickt!“ Da mußte jedermann hören, ob er von wegen der armen Schäßlein oder des Guldens halber auf die Kanzel gegangen war. Als er nun von der Kanzel kam und darnach sein Amt in der Kirche vollbracht, nahm ihn der Weinstecher, lud eine gute Schar zu sich in seine Herberge und machte dem Pfaffen gut Geschirr. Als ihn nun ein Trunk überkam, beredeten sie ihn, daß er den Gulden ins Gelage schenkte; hatte er vor der Predigt nichts, so hatte er hinternach wieder nichts, nur daß er einen vollen Kropf davon brachte.

XXXI

Ein guter Schlemmer dichtete ein Liedlein, damit ward sein Wirt bezahlt von dem Jucker.

Auf dem Reichstag zu Augsburg geschah ein guter Schwanck von einem Sanger an des Herzogs Wilhelm von München Hof. Er war ein berühmter Musikus und Komponist und hieß mit Namen N. Grünenwald. Er war ein guter Zechbruder, nahm nicht fürlieb mit dem, was ihm an seines gnädigen Fürsten und Herren Tisch aufgetragen ward, sondern suchte sich anderswo gute Gesellschaft, so seines Gefallens und Kopfes

waren und mit ihm tapfer dempten und zechten; er kam so weit hinein, daß alle Geschenke und was er in barem Gelde mit sich dahin brachte, in nasser Ware und guten Bißlein dahin gingen. Aber noch mußte die Maus besser getauft werden: er machte dem Wirt an die acht Gulden an die Wand. In Summa, es kam zuletzt dahin, daß der Herzog von München samt andern Fürsten, Herren und Städtern ausbrechen wollte. Der Wirt erfuhr die Sach, kam zu dem guten Grünenwald und forderte seine ausständige Schuld. „Lieber Wirt,“ sagte Grünenwald, „ich bitte euch von wegen guter und freundlicher Gesellschaft, so wir nun lang zusammen gehabt, laßet die Sach auf dies Mal also ruhen, bis ich gen München komme, denn ich bin jezzumal nicht in Verfassung. Wir haben doch nicht gar so weit zusammen; ich kanns euch alle Tage schicken, denn ich habe noch Kleinod und Geld zu München, womit ich meine Schuld bezahlen könnte.“ – „Das gönn dir Gott!“ sagte der Wirt „mir ist aber damit nicht geholfen; auch meine Gläubiger werden mit Worten sich nicht bezahlen lassen, namentlich die, von denen ich Brot, Wein, Fleisch, Salz, Schmalz und andere Speise kaufen und bekommen muß. Es muß immer bar Geld dasein; komm ich auf den Fischmarkt, sehen die Fischer bald, ob ich um bar Geld oder auf Borg kaufen will. Nehm ichs auf Borg, muß ichs doppelt bezahlen; ihr Gesellen aber setzt euch zum Tisch, der Wirt kann euch nicht genug auftragen, wenn ihr gleichwohl nicht einen Pfennig in der Tasche habt. Darum hör mich eben, wie ich diesmal gesinnt bin.

Willst du mich bezahlen, gut; wo nicht, will ich mich demnächst zu meines gnädigen Fürsten und Herren von München Sekretarius verfügen. Derselbe wird mir wohl Weg und Steg anzeigen, damit ich bezahlt werde.“ Dem guten Grünenwald war der Spieß auf den Bauch gesetzt, er wußte nicht wo aus oder wo ein, denn der Wirt, so auch mit dem Teufel zur Schule gegangen, war ihm zu scharf. Er fing an, die allersüßesten und glatteſten Worte zu geben, so er sein Tag je ſtudiert und erdenken mochte; aber alles war umſunſt. Der Wirt wollte ſich keineswegs zum Schweigen bringen laſſen und ſagte: „Ich kann nicht viel Umstände machen; glatt geſchliffen iſt bald gewegt. Du haſt Tag und Nacht wollen voll ſein; den beſten Wein, ſo ich in meinem Keller gehabt, hab ich dir müſſen auftragen: darum bedarf es nicht vieler Umstände. Haſt du kein Geld, ſo gib mir deinen Mantel, dann will ich dir wohl eine Zeitlang borgen. Wo du aber in beſtimmter Zeit nicht kommſt, werde ich deinen Mantel auf der Gant verkaufen laſſen; dies iſt der Beſcheid miteinander.“ – „Wohlan,“ ſagte Grünenwald, „ich will der Sache bald Rat finden.“ Er ſaß nieder, nahm ſein Schreibzeug, Papier, Feder und Tinte und dichtete nachfolgendes Liedlein:

Stund auf an einem Morgen / und wollt gen München
ziehen / und war in großen Sorgen: / Ach Gott, wär ich
erſt hin! / Dem Wirt, dem war ich ſchuldig viel, / ich
wollt ihn gern bezahlen, / doch auf ein ander Ziel.

„Herr Gaſt, ich hab vernommen, / du wollſt von hinnen
ſchier; / ich laß dich nicht wegkommen, / die Zehrung

zahl erst mir, / oder setze deinen Mantel ein, / demnach
will ich gern warten / auf die Bezahlung dein.“

Die Red ging mir zu Herzen, / betrübt ward mir mein
Mut; / ich dacht, da hilfst kein Scherzen. / Sollt ich den
Mantel gut / zu Augsburg lassen auf der Gant / und
bloß von hinnen ziehen – / wär allen Sängern Schand.

„Ach Wirt, hab nur Gedulde / mit mir geringe Frist, /
nicht viel ist's, was ich schulde, / bald mir es möglich
ist, / daß ich dir zahl mit barem Geld: / Drum lasse
mich von hinnen, / ich zieh nicht aus der Welt.“

„Gast, das geschieht mitnichten, / daß ich dir borg
diesmal; / dir hilfst kein Ausred=Dichten; / voll wolltst
du sein, nu zahl! / Ich trug dir auf den besten Wein, /
drum mach dich nur nicht mausig, / ich will bezahlt
sein.“

Was ich auch sang und sagte, / der Wirt, der sah ganz
Erumm; / und ob ich gleich verzagte, / er fragte nicht
darum. / In solcher Not wußt ich kein Geld, / wenn nicht
dem frommen Suggest / zu helfen mir gefällt.

Herr Suggest, habt Erbarmen / mit meiner Klag und
Pein / und kommt zu Hilf mir Armen; / es will bezahlt
sein / mein Wirt vor mir auf diesen Tag: / mein Mantel
ihm gefallet, / mir hilfst nicht Bitt und Klag.

Dem Wirt bezahlt in Hulden / der edle Suggest gut /
bald alle meine Schulden, / das macht mir leichten Mut. /
Ich schwang mich zu dem Thor hinaus: / Ade, du laus=
ger Wirte, / komm dir nie mehr ins Haus.

Dies Liedlein faßte Grünenwald bald in seinen Kopf, ging an des Suggers Hof und ließ sich dem Herrn ansagen. Als er nun vor ihn kam, tat er seine gebührende Reverenz; darnach sagte er: „Gnädiger Herr, ich hab vernommen, daß mein gnädigster Fürst und Herr allhier aufbrechen und auf München zu ziehen will. Nun hab ich doch nicht von hinnen können scheiden, ich habe mich denn von euer Gnaden verabschiedet. Habe deren zu Lieb ein neues Liedlein gedichtet; so euer Gnaden das begehrt zu hören, wollt ichs der zum Abschied singen.“ Der gute Herr, so denn von Art ein herablassender Herr war, sagte: „Mein Grünenwald, ich wills gern hören; wo sind deine Mitsänger, so dir behilflich sein werden? Laß sie kommen.“ – „Nein, gnädiger Herr,“ sagte er, „ich muß allein singen, denn mir kann hierin weder Baß noch Diskant helfen.“ – „So sing her!“ sagte der Suggest. Der gute Grünenwald hub an und sang sein Lied mit ganz fröhlicher Stimme heraus. Der gute Herr verstand seine Krankheit bald, meinte aber nicht, daß die Sache ganz so wäre, wie er in seinem Singen zu verstehn gegeben hatte, darum schickte er eilends nach dem Wirt. Als er nun die Wahrheit erfuhr, bezahlte er dem Wirt die Schuld, errettete dem Grünenwald seinen Mantel und schenkte ihm eine gute Zehrung dazu. Die nahm er mit Dank an und zog darnach seine Straße. Diesem Grünenwald kam seine Kunst auf diesmal gar wohl zustatten, sonst hätte er seinen Mantel hinterlassen müssen und würde nackt aus Augsburg gezogen sein. Darum Kunst nimmer zu verachten ist.

Ein Wirt zu Ingolstadt brachte mit Listen eine Kette von einem jungen Edelmann an sich.

Ich hab von einem guten Gesellen gehört, welcher dabei und mitgewesen ist, daß ein junger Edelmann zu Ingolstadt sein Geld bei einem Wirt verzehrt hat, denn er griff die Sache nur beim Dicksten an, hielt viel Bankette und Gastercien. Als nun die Summe sehr groß ward, fing dem guten Wirt an angst zu werden, und er bedachte mancherlei, wie er Rat finden möchte, damit er bezahlt würde. In diesen Verhältnissen begab es sich, daß des jungen Edelmannes Vater, welcher ein Ritter war, nach seinem Sohn schickte, er sollt unverzüglich heimkommen. Da fing dem Wirt erst an, die Kage den Rücken hinauf zu laufen; er wußte nicht, wie er seine Sachen einrichten sollte. Zuletzt gedachte er bei sich: „Wohlan, ich muß ein anderes zur Hand nehmen, ob ich nicht mit Listen zur Bezahlung kommen möchte.“ Er richtete ein gut Bankett zu und sagte zu dem Edelmann: „Junker, ich erfuhr, daß ihr heimreiten wollet; nun müssen wir uns doch zuvor miteinander ergötzen und einen guten Mut haben.“ Dies gefiel dem Edelmann sehr wohl, und er sagte: „Ja, mein Herr Wirt, zu solcher Mahlzeit muß aber etwas Tüchtiges geschehen, damit ich auch andere gute Gesellen, so mir lieb sind, dazu einladen mag.“ Der Wirt sagte: „Junker, zum Nachtmahl bin ich sehr wohl gerüstet; darum mögt ihr wohl gute Gesellen mitbringen, so werden wir ganz fröhlich sein.“ In Summa, die Sache ward also verabredet. Der Wirt befahl allem seinem Gesinde, so=

bald man zu Tisch käme, sollten sie nur nicht faul sein mit Einschenken; auch war der Bescheid gegeben, daß sie den besten und stärksten Wein, so er im Keller hätte, auftragen sollten. Das geschah nach allem seinem, des Wirts, Befehl und Anschlag. Denn so bald es um die Zeit ward, daß man zu Tische saß, trug man auf die schwere Fülle. Da hub ein großes Gessen und Saufen an; der Wirt aber lief stets von und zu dem Tisch, damit man auf seine Absicht nicht achten und desto weniger Argwohn haben möchte. Er theilte auch tapfer zu, damit dem jungen Edelmann kein Mangel an Trinken gelassen würde. Nun hatte der Junge eine schöne goldene Kette um den Hals hangen, die war zum wenigsten dreihundert Gulden wert. Als nun der Wirt merkte, daß der Junge ganz vollgetrunken war, sagte er zu ihm: „Junfer, wie mögt ihr doch einen ganzen Tag so schwer am Halse tragen?“ Der Junfer sagte: „Wie so?“ Spricht der Wirt: „Mich beschwert den ganzen Tag das Hemd und Wams am Leibe, desgleichen mein Hut auf dem Kopfe; ich geschweige, daß ich einen ganzen Tag sollte eine solche Kette an mir tragen.“ – „Sie aber“, sagte der Junge, „beschwert mich gar nicht; ich wollte, es käme einer und schenkte mir noch eine zu der, ich trüge sie darzu, und wenn sie noch so schwer sein sollte.“ Der Wirt sagte: „Ich möchte doch wohl wissen, wie einem wär, der eine solche Kette trüge.“ Der Edelmann war nicht unbehende und hängt dem Wirt die Kette um den Hals; die Schlemmerei aber ging nichtsdestoweniger voran. Der Wirt lief ab und zu, wie er denn zuvor auch getan hatte, zuletzt aber verlor er sich ganz und legte sich schlafen, achtete nicht, wer die Zechen

machte. Als nun das Saufen bis über die Zeit gewährt hatte, blieben etliche in der Stube auf den Bänken liegen; die Sorge war schon bei ihnen allen dahin, und der Edelmann dachte nicht mehr an seine Kette. Als es Tag wurde, saß mein guter Wirt auf sein Roß, ritt dahin und nahm keinen Abschied von seinen Gästen. Nicht lang darnach stand der Edelmann auf und meinte hinweg zu reiten; er fragte oft, wann der Wirt aufstehen wollte, daß er ihm seine Kette gebe, denn er mußte reiten. Zuletzt sagte ihm der Stallknecht, der Wirt wäre des Morgens früh darvon; er wußte nicht anders, denn er wäre ins Elsaß nach Wein geritten. Der gute Junge war mit der Sache nicht gar wohl zufrieden und wartete, bis die Wirtin aufstand; die sagte ihm gleich denselben Bescheid. Was sollte er tun? Er mußte hinweg auf seines Vaters Schreiben, und die Wirtin konnte ihm gar nichts von seiner Kette sagen. Also fuhr er ganz traurig davon. Nach etlicher Zeit schrieb er dem Wirt um seine Kette; der Wirt schrieb um sein Geld. Als es aber lange hin und her gegangen, mußte er ihm sein Geld schicken; da enthielt ihm der Wirt seine Kette auch nicht mehr vor.

XXXIII

Eine grausame und erschrockliche Historie, so sich auch von wegen eines Kaufs oder Tauschs zugetragen hat.

Dieweil wir jegund eben von Käufen, Wettungen und Tauschgeschäften angefangen haben zu schreiben, verursacht es mich, auch eine grausame und ganz erschrock-

liche Historie zu erzählen, so ich denn selber erlebt, auch beide Personen, Weib und Mann, sehr wohl gekannt habe. Nehmet wahr! Es ist eine Stadt im Elsaß gelegen, Reichenweiler genannt; dieselbe ist Graf Jörg von Württemberg zugehörig. In der wohnte ein Wirt, und hieß man das Wirtshaus zum Bären. Derselbe kam einmal bei einer Zechen mit einem andern Wirt in ein Gespräch; ein jeder wollte, der andere wäre reicher. Zuletzt kamen sie zu einem solchen Wetten und Tausch, daß ein jeder aus seinem Haus von Hab und Gut gehen sollte und der andere in seines Tausches Haus gehn, aber aus seinem vorigen Haus nichts tragen, weder Barschaft, Silbergeschirr, Hausrat, noch Kleider; nichts ausgenommen, außer was einer von Gewand zu seiner Nothdurft haben mußte. Als bald schlugen sie einander den Kauf zu. Da waren sofort Gesellen, die tranken den Weinlauf, damit der Tausch bestätigt ward, wie man denn im Elsaß einen besonderen bösen Brauch hatte. Denn so solche unehrbare Käufe geschehen, findet man bald solche lose Kunden, die zu solchen unehrbaaren Käufen helfen, damit sie allein den Weinlauf zu trinken haben und ihnen der Kropf gefüllt werde, es gerate der Kauf hernach wie er wolle. Also ging es auch mit diesem elenden Tausch zu. Nun hatten sie beide eine Zeit bestimmt, so sollte ein jeder sein Haus und seine Habe verlassen und in des anderen Haus gehn. Der andere Wirt aber, so mit dem von Reichenweiler getauscht, war nicht in der Stadt daheim, aber allernächst darbei in einem Flecken, Sonnenweiler genannt. Als nun der von Reichenweiler heimkam und seinem Weib den Tausch sagte, ward sie über die Maßen sehr betrübt, bat ihren

Mann auch oft, er sollte von solchem Sürnehmen ab-
siehn und sich mit seinem Gegenteil auf anderm Wege
vertragen, denn sie hätte sich ernstlich vorgenommen,
eher zu sterben, ehe daß sie aus ihrem eignen Haus, von
Gut und Gut ziehen wollte. Diesen Zanß und Ragbalg
trieben sie lange miteinander, denn der Wirt, ihr Mann,
wollte den andern vom Tausch in keinerlei Weise ab-
reden; es wollte ihm auch jener den Tausch und ehr-
baren Kauf nicht erlassen. Nun ging die Wirtin von
Reichenweiler stark schwanger, also daß sie sich gar bald
niederlegen sollte. An einem Tag hatten sie sich wieder
gar hart miteinander gezanßt und gehadert. Dazumal
hatte der Wirt nicht besonders viel Gäste im Haus,
außer etlichen Arbeitern, so aus Schwaben- und Welsch-
land ihrer Arbeit nach in das Gebirge nach dem Elsaß
ziehen; sonst war niemand im Hause denn Knechte und
Mägde. Als sie jetzt alle nach dem Nachtmahl schlafen
gegangen, der Hader und Zanß für und für zwischen
dem Wirt und der Wirtin gewähret, ist in der Nacht
von denen, so im Haus gelegen sind, desgleichen von
etlichen Nachbarn, so am nächsten angesessen sind, ein
Geschrei und Tumult im Haus erhört worden. Dieweil
aber männiglich von dem Zanß und Streit, so die zwei
miteinander gehabt, Wissens getragen, hat jedermann
gemeinet, der Wirt schlage sein Weib. Aber der Knecht
im Hause, als er seinen Meister die ganze Nacht so hörte
umhertoben, ist zuletzt aufgestanden und hat seinen
Meister angeschrien und gesagt: „Meister, was ist doch
diese ganze Nacht für ein arges Treiben im Haus? Will
euch jemand überwältigen?“ Da hat ihm sein Meister
geantwortet und gesagt: „Was bleibst du nicht liegen?“

Sei ruhig und lege dich hin; mir tut niemand nichts. Ich hab mein Weib ein wenig geschlagen.“ Also ist der Knecht wieder zu Bett gegangen. Des Morgens aber, als alles Volk im Hause aufgestanden ist, hat weder Meister noch Frau aus der Kammer gehen wollen, was man doch zuvor nie an ihnen beiden gewohnt gewesen. Als man aber zuletzt die Kammer aufgetan, hat man die Frau mit vielen Wunden im Bett durchstochen tot liegen gefunden; den Mann fand man etliche Schritt vom Bett auch tot liegen mit einem Messer, das mit Silber beschlagen war, in der Brust. Darvon hat denn männiglich großen Schrecken empfangen und hat man solche grausame Geschichte eilends den Amtleuten an- gesagt. Die haben gleich, dieweil der Argwohn so groß gewesen, alle die, so dieselbe Nacht im Hause gelegen, gefänglich eingezogen. Wiewohl sie unschuldig gewesen, hat sie dennoch großer Schrecken und Furcht umgeben. Zuletzt, als die entleibten Personen begraben worden sind, hat man den Nachrichter von Kolmar beschiedt und sich unterstanden, die Gefangenen peinlich zu fragen. Es hat aber der Nachrichter als einer, so dieser Dinge pflegen, aus vielen Zeichen und argwöhnischen Stücken der Sache gar viel Nachdenkens gehabt, darzu auch den Amtleuten geraten, mit den Gefangenen nicht zu eilen, denn es wollte ihm gänzlich bedünken, der Wirt hätte solchen Mord an seinem Weibe und an sich selbst begangen. Diese Rede haben die Amtleute (denen die Sache hart angelegen ist) sich zu Herzen genommen und nachgedacht, auch je länger je mehr dem Wirte die Sache zugetraut, daß er der Totschläger gewesen, wie denn aus gar vielen Zeichen abzunehmen gewesen ist.

Auf dies hin hat man sie wieder aus der Erde graben lassen und noch fernere Zeichen an dem Mörder bemerkt, so denn sein eigen Fleisch und Blut im Mutterleibe samt seinem Ehgemahl lästerlich ermordet hat. Der Tote hat einen solchen bösen Gestank von sich gegeben, daß es unglaublich zu sagen, und ist also durch den Nachrichter an eine andere, gewöhnliche Stätte, da solche verzweifelte Körper hingehören, geführt worden. Des Weibes Körper ist in dem Grab geblieben. Gott sei ihrer Seelen gnädig und gebe dem andern Tauscher große Reu, so nicht die wenigste Ursach an diesen drei Morden ist gewesen. Wie unrecht ist es getan, eines andern Gut also durch gefährlich Tauschen an sich zu bringen. Diese Historie hab ich aufs kürzeste hierher setzen müssen, damit männiglich ein Genügen hab an demjenigen, so ihm von Gott beschert ist, und dasselbige nicht also in den Wind schlage, als wenn er die Gaben Gottes verachten wolle. Darum laßt uns solch unehrbar Tauschen und solche gefährliche Käufe vermeiden.

XXXIV

Wie zwei Diebe einem Pfaffen das Podagra vertrieben.

Zwei Diebe hatten lange Zeit in Gemeinschaft miteinander gestohlen und immer tugendlich, was sie überkamen, miteinander geteilt. Einstmals kamen sie in ein kleines Städtlein und konnten darin in ihrer Weise nichts bekommen. Zuletzt wurden sie zu Rat, gingen hinaus auf ein großes Dorf und bewarben sich um ihren Kaufmannsschatz, damit sie sich mit Ehren fortbringen

möchten. Sie erkundigten sich so wohl, daß der eine einen Haufen Nüsse auf einer Hürde ansehen, zu denen er nachts wohl kommen möchte. Der andere fand einen Schafstall im Dorfe, darin waren viel gute, feiste Schafe und Hammel; unter denen wollte er einen stehlen. Des Morgens wollten sie Nüsse und Hammel in dem Städtlein verkaufen. Sie wußten aber keinen sicheren Ort im Dorfe, wohin sie ihren Kram, so sie nächtlicherweile bekämen, tragen möchten. Zuletzt besannen sie sich auf den Gerner oder Beinhaus; daselbst sollte der, so am ersten der Diebstahl glückte, des andern warten. Nun war ein sehr reicher Pfaff im Dorf, der lag gar hart an dem Podagra und hatte zwei starke, junge Knechte, die seiner warten mußten und ihn hin und her heben und tragen. Es begab sich, als es ganz finster geworden war, daß die zwei Diebe jeder nach seiner Ware ging. Der mit den Nüssen war zuerst fertig und trug einen großen Sack voll auf die Totenbeine. Der andere aber, weiß nicht, was ihn verhinderte, konnte nicht in das Nest kommen. Sein Gesell aber, damit ihm die Zeit verging, saß auf den Totenbeinen und aß Nüsse und warf die Schalen hin und wieder im Gerner. Nun begab es sich, daß dem Pfaffen in der Nacht das Licht auslosch. Er ward zornig über seine Knechte, denn sie waren alle beide eingeschlafen und hatten die Ampel nicht geschürt. Als sie aber kein Licht schlagen konnten, sagte der Pfaffe zu dem einen, er sollte ins Beinhaus gehn und ein Licht anzünden. Der gute Gesell war geschwind auf den Süßen, lief dem Beinhaus zu, und als er jegund die Stiegen hinab kommt, so hört er den Dieb Nüsse krachen und die Schalen hin und wieder werfen,

wovon ihm ein großer Schrecken zustieß. Er lief eilends wieder nach Hause ohne Licht. Der Pfaff ward zornig; als aber der Knecht die Ursache anzeigte, schickte er die beiden Knechte miteinander. Als sie aber auch nahe hinzu kamen, hörten sie beide den Dieb auf den Gebeinen. Sie liefen behende wiederum nach Hause. Als sie aber kein Licht brachten, ward der Pfaffe über die Maßen zornig und befahl seinen Knechten, gute weiche Kissen auf eine Mistbahre zu legen und ihn darauf in den Gerner zu tragen. Das geschah alles nach seinem Befehl; sie kamen zu dem Gerner. Der Dieb auf den Totenbeinen meinte, sein Gesell käme mit dem Hammel, und schrie von den Gebeinen herab: „Tu gemach, tu gemach! ich will dir ihn helfen heben.“ Die Knechte meinten, es wäre der Teufel, ließen den Pfaffen fallen und liefen davon. Der Dieb rumpelte über die Totenbeine herab und sagte mit leiser Stimme, da er meinte, sein Gesell wäre da und hätte den Hammel: „Ist er auch feist?“ Dem Pfaffen ward so angst, daß er das Podagra vergaß und dahinlief, als wäre er unsinnig; der Dieb hinternach, meinte, sein Gesell wollte den Hammel allein behalten, und schrie hinterher: „Hab ich kein Teil daran?“ — „Nein!“ sagte der Pfaff, „du böser Geist, dir soll kein Teil werden.“ — „So sollst du auch kein Teil an den Nüssen haben!“ — Der Pfaff sagte: „O ich will mich gern aller Nüsse in Ewigkeit entziehen.“ Des Morgens schickte er nach allen Bauern und gab ihnen alle die Nüsse wieder, so ihm zum Zehnten geworden waren, und verging ihm also sein Podagra.

Ein Franke hatte sich aus einem Becher krank getrunken.

Ein fränkischer guter Stallbruder war in einen solchen Brauch gekommen, daß er meinte, er müßte alle Tage zum Wein gehen und sich voll saufen. Darvon kam er zuletzt in eine große Krankheit und that sich alles Trostes und aller Hoffnung zu leben ganz begeben. Ihm ward von guten Freunden geraten, er sollte nicht so Kleinmütig sein, sollte doch Mittel und Rat bei dem Arzte suchen, er möchte nach dieser Krankheit wohl aufkommen. Der gute Gesell folgte diesem Rat und ließ sich den Arzt rufen; der kam eilends, den Kranken zu besichtigen, damit er ihm Rat in seiner Krankheit geben möchte. Als er ihm nun den Harn ansehen und den Puls begriffen hatte, da befand er an allen Wahrzeichen, daß ihm solche Krankheit von großem Trinken zugefallen war. Der Kranke begehrte zu wissen, wie ihm seine Krankheit gefallen täte. Der Arzt war ein sehr guter, scherzhafter Mann, der sagte: „Wahrlich, lieber Sohn, ich kann nichts anderes an dir befinden, denn daß dich der Becher gestochen hat; du mußt dir mit Bechern und Gläsern abbrechen, wenn du wieder von deiner Krankheit aufkommst.“ – „Ja, lieber Herr,“ sagte der Kranke, „ich bitt, wollet Fleiß bei mir anwenden, so will ich mich aller Becher und Gläser alle meine Tage enthalten. Und wenn ich schon zu Wein und guten Gesellen geh, will ich mich aus einer Flasche voll saufen.“ Dieser Rede lachten alle Umstehenden und auch der Arzt; der nahm Urlaub und zog seines Weges wieder nach Hause.

XXXVI

Ein Bayer aß Salz und Brot, damit ihm der Trunk schmecken sollte.

Auf eine Zeit fuhr ein mächtig Schiff auf dem Meer, mit großem Gut und Kaufmannsschatz beladen. Es begab sich, daß ein großer Unfall oder Sturm an sie kam, also daß sich männiglich zu sterben und zu ertrinken gefaßt machte. Auf dem Schiffe war ein grober und gar ungebackener Bayer; als er von männiglich hörte, daß sie sich darauf gefaßt gemacht hatten, zu versinken und zu ertrinken, ging er über seinen ledernen Sack, nahm daraus eine gute, große Schnitte Brot, rieb ein gut Theil Salz darauf, hub an und aß das ganz gemüthlich in sich und ließ andere Leute beten und Gott und seine Heiligen anrufen. Als nun zuletzt der Sturm verging und alles Volk auf dem Schiff wieder zur Ruhe kam, fragten sie den Bayer, was er mit seiner Weise gemeint hätte. Der gute Bayer gab auf ihre Fragen Antwort und sagte: „Dieweil ich von euch allen hörte, wie wir untergehn und gar ertrinken sollten, aß ich Salz und Brot, damit mir ein solcher großer Trunk auch schmecken möchte.“ Dieser Worte lachten sie genug.

XXXVII

Ein Schwabe beklagte sich, daß Gott nicht auch im Schwabenland geweinet hätte, wie in Italien.

Ein guter, frommer, einfältiger Mann aus dem Schwabenland zog gen Rom wallfahrten. Als er nun nach

Italien gekommen, ist er bei einem Wirt eingelehrt, der hat ihn freundlich empfangen, denn er hatte wohl Geld zu verzehren. Der Wirt hat ihm aufgetragen, was er Gutes gehabt hat, darzu die allerbesten Weine, so man in Italien hat, als Veltliner, Rheinfall und anderes gutes Geschlecht; es hat dem Schwaben gar wohl geschmeckt. Derhalben er zuletzt den Wirt fragen tât, was doch solches für Trank wäre; hat sich der Wirt gleich gedacht, er hätte einen rechten Kunden ausgefunden, denn er war auch ein geborner Deutscher und ein großer Spottvogel. „Lieber Freund,“ sagte er, „der Trank, dem ihr nachfragt, sind unsers Herrgotts Tränen.“ – „O!“ sagte der Schwab, „du lieber Gott, warum hast du nicht auch im Lande Schwaben geweinet?“ Dieser guten, einfältigen Leute findet man nicht viel mehr bei unsern Tagen.

XXXVIII

Von der Bäurin und der süßen Martinsmilch.

Ein reicher Bauer saß in einem Dorf, der hatte gar einen großen Bedarf an Knechten und Mägden. Nun begab es sich auf Sankt Martinsnacht, daß er seinem Hausgesinde die Martinsgans gab und ein sehr gut Mahl zugerichtet hatte von Gefottenem, Gebratenem, Hühnern, Gänsen und Schweinebraten. Darzu hatte er die allerbesten und stärksten neuen Weine, so er bekommen mochte; das Gesinde mußte allesamt voll sein und nur tapfer schlemmen. Zuletzt, als der Tisch aufgehoben, brachte die Bäurin erst ein großes Geschirr mit guter, süßer Milch; darein stiegen sie mit den Löffeln

und hatten einen gar guten Schlamm. Insonderheit die Bäurin tat nicht anders, als wenn ihr die Milch entlaufen wollte. Der Bauer sagte: „Gemach, meine liebe Greta, denn die Milch wird dir sonst weh tun, wenn du schlafen gehst.“ Die Bäurin kehrte sich nicht an den Bauern und aß nur desto fester. Als aber nun die Drescher schlafen gegangen waren, hat in der Nacht dem einen Drescher sehr angefangen zu dürsten. Als er aber im Bett gelegen und gar empfindlich mit dem Maul geschmagt hat, hat ihn sein Gesell zuletzt gefragt, was ihm wäre. Da hat er ihm seinen großen Durst angezeigt. „Schweig,“ sagte der andere, „ich will dir bald helfen, denn die Milchammer steht noch offen; ich will gehn und uns einen guten Hasen mit Milch zuwege bringen.“ Nun war die Milchammer zunächst an der Drescher Kammer und auf der andern Seite des Bauern Kammer; die stand auch noch offen. Als nun der eine Drescher in die Milchammer gekommen war, griff er so lange, bis er die Milch fand; er trank sich recht satt, nahm darnach eine große Milchschaale voll und wollte die seinem Gesellen bringen, damit er seinen Durst auch löschen möchte; und als er aus der Milchammer ging, verfehlte er den Weg. Denn als er meinte, er ginge wieder zu seinem Gesellen, kam er in des Bauern Kammer. Da lag die Bäurin mit bloßem Hintern unbedeckt; der gute Drescher meinte, es wäre sein Gesell, der wäre wieder entschlafen, und hob der Frau die Milch vor den Hintern. Indem ließ die Bäurin einen Wind von sich gehn; der Drescher sagte: „Du Narr, was bläsest du in die kalte Milch? Ich meine, du seiest noch voller Wein seit dem Abend.“ Indem entfuhr der Bäurin noch ein

Blästerling; da ward der Drescher erzürnt, erwischte die Milch, vermeinte die seinem Gesellen in das Angesicht zu schütten und schüttete sie der Bäurin in den Hintern. Darvon erwachte die Bäurin und wußte nicht, wie ihr geschehen war; sie gebärdete sich übel darob. Der Bauer wachte auch auf und fragte sie, was ihr geschehen wäre. „O weh!“ sagte die Bäurin, „ich weiß nicht, ich liege ganz naß im Bett.“ Der Bauer sprach: „Sagte ich dir's nicht am Abend, als du der Milch so viel essen tatest? Dir ist eben recht geschehen.“ Der Drescher schlich sich aus der Kammer und merkte, daß er so grob gefehlt; er kam wieder zu seinem Gesellen, der war gar zornig über ihn und fragte, wo er so lange ausbliebe; der Durst möchte einem in so langer Zeit dreimal vergangen sein. „Lieber Gesell,“ sagte dieser, „du weißt nicht, wie es mir ergangen ist. Als ich mit der Milch aus der Kammer gehen wollte, kam mir die Bäurin entgegen, schalt mich einen Dieb und schmähte mich gar übel, wiewohl sie mich nicht erkannte. Damit sie mir aber nicht nachfolgte bis in unsere Kammer und mich erkannte, nahm ich die Milch und schüttete ihr die ins Angesicht; also komme ich ohne die Milch.“ Also beschmutzte dieser Drescher der Bäurin ihr Bett und beredete seinen Gesellen auch, daß er ihm glaubte, was er ihm gesagt hatte.

Von einem laut schreienden Mönch auf der Kanzel und einem alten Weibe.

Zu Poppenried wohnte ein Mönch, der die Pfarre daselbst versehen sollte. Er hatte eine überaus grobe Stimme; wenn er auf der Kanzel stand, so meinte, wer ihn vormals nicht gehört hatte, er wäre ein Von-Sinnen-Gekommener. Eines Tages machte er abermals ein solch jämmerliches Geschrei; da war eine gute, alte Wittfrau in der Kirche, die schlug beide Hände heftig zusammen und weinte gar bitterlich; das nahm der Mönch gar eben wahr. Als nun die Predigt ausging, der Mönch zu der Frauen sprach, was sie zu solcher Andacht bewegt hätte. „O lieber Herr,“ sagte sie, „mein lieber Hauswirt selig, als er aus dieser Zeit scheiden wollte, wußte er wohl, daß ich mit seinen Verwandten sein verlassen Hab und Gut teilen mußte; darum begabte er mich im voraus mit einem hübschen, jungen Esel. Nun geschah es nicht sehr lange nach meines Mannes seligem Tod, daß der Esel mir auch starb. Als ihr nun heute morgen also mit einer großen und starken Stimme auf der Kanzel anfinget zu schreien, gemahntet ihr mich an meinen lieben Esel; der hatte eine gleiche Stimme wie ihr.“ Der Mönch, so sich eines gar guten Geschenks bei dem alten Mütterlein versehen hatte, dazu eines gar großen Ruhms von ihr gewärtig war, fand eine gar verächtliche Antwort, also daß sie ihn einem Esel vergleichen tät. Also geschieht noch gemeiniglich allen Ruhmgierigen; wenn sie vermeinen, großen Ruhm zu erlangen, kommen sie wohl zum allergrößten Spott.

Von einem Bauern, welchem das Maul ohne sein Wissen aus der Angel kam, und wie ihm wieder geholfen ward.

In einer Stadt, im Elsaß gelegen, kamen an einem Wochenmarkte etliche fremde Wundärzte, Scherer und Steinschneider zusammen. Es war einer unter diesen Meistern, der wollte eines Bürgers Sohn das Schererhandwerk lehren. Die kamen also in einem Wirtshaus zusammen, damit sie über die Bedingungen einig würden. Es war aber ein voller Bauer im Wirtshaus, der wollte, was man redete oder handelte, stets zu allen Sachen seinen Pfennigwert auch reden und mehr denn andere Leut vom Handel wissen, was denn nicht unbillig die guten Meister verdroß. Sie fuhren jedoch nichtsdestominder mit ihrem Handel fort. Als nun der volle Bauer merkte, daß man sich um seine Rede nicht bekümmerte, legte er sich zwischen zwei Tische nieder auf eine Bank und entschlief feste. Indem wurden die guten Herren mit ihrer Sache fertig. Bald ersieht einer unter ihnen den vollen Bauern auf der Bank. Er sagte zu den andern: „Jezund könnt ich den Bauern zubereiten, daß ihn sein eigen Weib nicht mehr zu erkennen wüßte.“ Das begehrten sie alle zu sehen, wenn es ohn Schaden zugehn möcht. Bald nahm der Scherer seinen Rock um sich, beugte sich über den Bauern und richtete ihm in einem Augenblick das Maul aus der Angel sonder allen Schmerz. Darvon der Bauer ein scheußlich Ansehen gewann, kein Mensch so Scheußliches je gesehen hatte. Indem aber von den andern sich ein groß Gelächter er-

heben tät, kam der Wirt in die Stube und hätte auch gern die Ursache ihres Gelächters gewußt. Bald zeigten sie ihm den vollen, schlafenden Bauern mit seinem weiten, aufgespannten Maul. Darvon erschraß der Wirt, konnte nicht wissen, durch was für ein Zufall das geschehen. Er ging eilends hinzu, schüttelte den Bauer so fest er konnte, bis daß er ihn von dem Schlaf auferweckte, und fragte ihn, was ihm so schnell zugestoßen wäre. Der Bauer hatte den Mangel noch nicht gemerkt und wollte dem Wirt Antwort geben – da konnte er gar nicht mehr reden und kein Wort mehr aussprechen. Denn was er sagte, war nur Aa a. „Ach Gott,“ sagte der Wirt, „was ist doch diesem guten Mann geschehen?“ Als nun der Bauer recht erwachte und befand, daß er gar nicht mehr reden konnte, dazu das Maul nicht mehr zutun, da fing ihm an vor großer Angst die Trunkenheit zu vergehen, er ward ganz nüchtern und hatte sich in Weise und Gebärden gar übel, konnt es aber nicht zu Worten bringen. Der Wirt, so ein besonders groß Mitleiden mit dem Bauern hatte, fragte ihn, ob er die Krankheit schon mehrmals an sich gehabt hätte. Der Bauer schüttelte den Kopf, konnte aber nichts sagen denn A a a. Zuletzt sagte der Meister, so ihm das Maul aus den Angeln gehoben hatte: „Ich wüßte ihm wohl in einem Nu zu helfen, wenn ich dächte, daß er mir auch lohnte für meine Kunst.“ Der Bauer hob beide Hände zu ihm auf und gab mit dem Haupte Zeichen, er wollte ihm seine Arbeit wohl lohnen. Also forderte er einen Gulden, der mußte vor allen Dingen bar daliegen. Bald erwischte der Bauer einen Teller, zahlte einen Gulden darauf und trug den also mit aufgesperrrtem, weitem

Maul zum Tisch, darüber wieder ein groß Gelächter entstand. Also nahm ihn der Meister wieder unter den Rock und hatte ihm augenblicklich das Maul an seine alte Statt gerichtet. Die andern guten Herren fingen an, zu der Sache zu reden, er sollte dem Bauern etwas von dem Gulden wiedergeben, dieweil er doch das mit so geringer Arbeit gewonnen hätte. Zuletzt ward die Ubrede gemacht, daß er ihm zwei Dickpfennige wieder gab; den dritten verzechten sie. Dies war des unver- schämten, geschwägigen Bauern Strafe.

XLI

Einem ward ein Zahn wider seinen Willen ausgebrochen, als er gern gegessen hätte.

Ein Kaufmann aus dem Schwabenland schickte einen jungen Diener nach Italien, einen Teil seiner Geschäfte darin auszurichten. Dem Jungen aber bekam es sehr übel, da er des Welschen gar nicht kundig war. Er kam in eine Stadt, darinnen konnte er sich gar nicht erfragen aus Mangel der Sprache. Nun hätte er sehr gern gegessen, wußte aber nirgends ein Wirtshaus. Von ungefähr begegnete ihm ein Deutscher, den erkannte er an seiner Kleidung; er grüßte ihn auf gut Deutsch. Dieser dankte ihm gar freundlich. Also bat er ihn, er sollte ihm ein Wirtshaus weisen. Der gute Gesell war ganz willig und sagte ihm, wenn er geradeaus vorwärts ginge die lange Gasse hinauf, würde er ein gemaltes Schild vor der Herberg hängen sehen; daselbst sollte er einkehren, denn er fände gute Herberge. Als er aber die Gasse hinauf ging, sieht er vor einem Scherhaus ein gemaltes

Schild hängen. Er meinte, es wäre das Wirtshaus, von dem ihm gesagt war, und zog hinein. Sobald er in die Stube kam, stand der Meister und die Knechte vor ihm auf und meinten, er wollte baden oder sich scheeren lassen. Als sie ihn aber in Welsch fragten, was ihm angelegen wäre, deutete er mit der Hand auf den Mund, meinte damit, er wollte gerne essen. Die Scherer aber verstanden, er litte Schmerzen an einem Zahn, denselben wollte er ausbrechen lassen. Bald setzte man ihm einen Stuhl hin, legte ein Kissen darauf und hieß ihn sich niederlegen; sofort kam der Meister mit seinem Instrument und wollte ihm gleich ins Maul damit. Da der Junge solches merkte, fing er an, sich zu wehren. Der Meister befahl den Knechten, sie sollten ihn halten, denn er litte große Schmerzen an den Zähnen. Also warfen sie ihn zurück und brachen ihm wider allen seinen Willen einen Zahn aus. Verhalben ist es nicht gut, in ein jedes Wirtshaus einzufehren.

XLII

Von einem Reiter, der seinen Hund auch in das Bett legte.

Gen Waasen im Oberland gegen Abend ist gekommen ein Reiter in ein Wirtshaus, der den ganzen Tag von wegen des Wetters hat müssen durch den Kot reiten und bei sich einen großen, zottigen Vogelhund hatte, der sehr beschmutzt war. Als man zu Nacht aß, warf der Reiter zu öfteren Malen etwas seinem Hunde zu, ein Stück Brot, einen Bissen abgängiges Fleisch, oder einen Knochen. So das der Wirt ersieht, gedenkt er bei sich

selbst: „Ich will dir die Zechen wohl machen.“ Nachdem sie gegessen hatten und der Wirt von jedem Gast die Zechen eingenommen, spricht er zu dem Reiter: „Herr Gast, ihr müsset zwei Zechen geben, eine für euch und eine für euren Hund; denn ihr habt ihm wohl soviel zugeworfen, Brot, Fleisch und anderes.“ Der Reiter lächelte und antwortete: „Was ich tun muß, das will ich gern tun“, und gab dem Wirt die zwei Zechen, vier Schweizer Bagen. Als nun der Wirt jedermann sein Bett gewiesen, führte er diesen Reiter in eine besondere, herrliche Schlafkammer, darinnen zwei schöne Betten stunden, und gedachte: „Er hat die Zechen wohl bezahlt, willst ihm auch eine Ehre antun und ihn in ein gut Bett legen,“ und wünschte hiermit dem Reiter eine gute Nacht. Der Reiter, nicht ungeschwind, ruft seinen zottigen Hund und legt ihn in das Bett also beschmugt und dachte: „Hab ich die Zechen für dich geben müssen, sollst du billig auch weich liegen.“ Der Hund (wie denn ihre Gewohnheit ist) zerscharrete das Bett und machte sich ein Lager. Morgens, so der Reiter aufgestanden war und die Hausmagd das Bett machen sollte, war es gräßlich zugerichtet. Der Wirt vernahm das und verklagte den Reiter vor der Obrigkeit, er sollte ihm das Bett bezahlen. Der Reiter erzählte der Obrigkeit, wie er für den Hund die Zechen, zwei Bagen, hätte bezahlen müssen, so wäre es doch billig, daß er auch warm gebettet läge. Die Richter lachten zu dieser Sache und erkannten den Reiter ledig und verwiesen daneben dem Wirt, daß er keinem Hund in der Gestalt sollte die Zechen mehr machen.

Von einem Einsiedler, der seine eigne Schwester ermordet.

Zu Grüningen saß ein sehr reicher Mann, der hatte einen einzigen erwachsenen, wohlgelernten Sohn und eine Tochter. Demselben Sohn kam es in seine Gedanken, ein Einsiedler zu werden und dadurch in den Himmel zu kommen; dasselbe konnten ihm weder Vater, Schwester, noch Freunde leid machen. Er geht von seinem Vater, von Schwester, Haus und Hof und allem Reichthum auf anderthalbe Meile von der Stadt in einen Eichwald und macht sich selbst allda eine Hütte, darin er, abgeschieden von der Welt, gesonnen ist, Gott zu dienen. Speise und Trank erbettelte er in den nächsten umliegenden Flecken und Dörfern, und führte also ein strenges Leben mit Beten, Fasten und Arbeiten an den öffentlichen Wegen; da warf er die Karrengeleise zu, trug in die tiefen Löcher Holz und Steine und füllte sie aus, besserte also die öffentlichen Straßen weit und breit. Das trieb er eine lange Zeit, wohl zehen Jahr lang. Einstmals kam es ihm vor im Traum zur Nacht, als er in seinem Bett lag und schlief, wie eine Stimme zu ihm spräche: „Der Herr hat mich zu dir geschickt, daß ich dir diese Worte verkünden solle: Unter dreien Lastern mußt du eins vollbringen, welches du dir erwählen wirst, nämlich: einmal dich volltrinken, oder einmal in Unkeuschheit leben, oder einen Totschlag tun. Denn eines will der Herr von dir haben.“ Und indem verschwand die Stimme wieder. Der Einsiedler erwachte von der Stimme und erschraß sehr übel, dachte bei sich nach und

sprach zu sich selber: „Soll und muß ich eines aus diesen dreien bösen Lastern erwählen, wird mir das schwer sein, denn ich habe mein Lebtag nie Feins im Sinn gehabt, geschweige getan. Und doch trieb ihn sein Gewissen Tag und Nacht, früh und spät, daß er des Herrn Befehl, wie er meinte, vollbrächte. Nach langem Eifer und Nachsinnen, doch ungern, erwählte er sich die Trunkenheit, vermeinte, dieselbe wäre die geringste. Auf eine Zeit schrieb er seiner Schwester zu Gröningen einen Brief, die in großen Ehren und Reichtum saß, sie sollte doch einmal zu ihm kommen und mit sich bringen eine Flasche voll Wein und sich mit ihm noch einmal besprechen; alsdann wollte er sich aller Freundschaft, auch der ganzen Welt entziehen und sich dem Herrn ganz ergeben. Als das die Schwester im Schreiben vernommen hatte, begehrt sie dies mit ganzem Fleiß zu vollbringen, denn sie und alle Menschen hielten ihn für einen heiligen Mann. Und sie ging zu ihm hinaus, allein an einem Feiertag, wohlbeladen mit Wein und Brot und anderem Gewürz, sich mit ihrem Bruder allein zu ergötzen. Als sie zu ihm kam, wurden sie beide von Herzen froh, und er empfängt die Schwester in aller Zucht und Ehre. Sie sitzen also zusammen und unterhalten sich miteinander. Er fragt sie, wie es dem Vater ginge, auch was für einen Mann und wie viel Kinder sie habe. Die Schwester berichtet ihm aller Dinge, und im Schwätzen schiebt sie ihm immerdar die Flasche zu, auf daß sie ihn möcht fröhlich machen. Endlich wird der Bruder voll, dennerist des Trinkens nicht gewohnt, setzt sich auch näher zu der Schwester und greift sie auch einmal an. Die Schwester achtet es nicht, denn sie gewann eine Freude darob, daß ihr Bruder

so fröhlich war, traut ihm auch nichts Böses zu. Doch auf die Länge wird der Bruder ganz entzündet und schändet die Schwester mit Gewalt. Nach der That gedachte er: „Es wird von mir herauskommen, so ich sie wieder heimgehn lasse“, ging hin und ermordete sie gar. Also vollbrachte er diese Laster alle drei und vermeinte, er hätte das geringste erwählt. O Trunkenheit, was stiftest du an? Du bist nicht das geringfügigste Laster unter allen andern Lastern!

XLIV

Von einem gar gelehrten Manne, der zu Speier mit List einen landsknechtischen Edelmann straft seines Schwörens halber.

Es hat sich begeben, daß zusammen gekommen sind zu Speier in einem Wirtshaus, zum Schwanen genannt, ein gelehrter Mann und auch ein rauher kriegerrischer Edelmann, welcher bei sich hatte einen guten, einfältigen Knecht. Beim Nachtessen führte der Edelmann schier ganz allein das Wort und sprach immerdar von seinem Kriegen, Stürmen, Schlachten, Jauern und Stechen, wie er vor Ofen so menge Türken hätte umgebracht und wie er sich so wohl in Neapel gehalten hätte; wäre er nicht gewesen, man hätte Städte und Schlösser verloren. Und schwur dazu, daß sich der Himmel hätte biegen mögen, bei Gott und seinen Heiligen und zog viele andere seltsame und unerhörte Schwüre hervor. Der gute, gelehrte Mann mochte nicht zu Rede kommen, hätte gern etwas von Gott und seinem Wort vorgebracht, konnte aber nicht zum Sechten

Kommen vor dem Edelmann. Zuletzt hörte der Edelmann ein wenig auf zu schwätzen und schwören. Da sprach der gelehrte Mann: „Edler Junker, es ist ein fein Ding um einen Kriegsmann; er erfährt viel, sieht und hört viel und durchzieht viele fremde Lande. Es ist kein Handel auf dem Erdreich, der mich mehr hat angezogen, denn ein Kriegsmann zu werden; doch hat es allezeit nur ein Ding verhindert.“ Der Edelmann spricht: „Weiser Herr, was ist doch das gewesen?“ Der gelehrte Mann antwortet: „Ich hab allzeit besorgt, ich müsse auch so übel schwören.“ Der Edelmann schweigt still und hohnlächelt dazu; aber sein Knecht, der vor dem Tisch stand, spricht: „Herr, es mag wohl einer ein Kriegsmann sein, braucht aber darum nicht so übel zu schwören.“ Also ward an dem Tisch eine große Stille, und schämte sich der Edelmann ein wenig. Dazu ist es leider gekommen, daß man schier kein Wort mehr reden kann, man lasse den einen Schwur mitlaufen und mißbrauche also Christi, unseres Herrn, Leiden und Sterben zu unseren unnützen Worten: wie müssen wir Gott dem Herrn so große Rechenschaft darum geben!

XLV

Von einem Kind, das kindlicherweise ein ander Kind umbringt.

In einer Stadt, Graneke genannt, gelegen in Westfriesland, da ist es geschehen, daß junge Kinder, fünf- und sechsjährige, Mädchen und Knaben, miteinander gespielt haben und ein Buble bestellt, das sollte der Metzger sein, ein anderes Buble, das sollte Koch sein,

ein anderes sollte eine Sau sein. Ein Mägdle, haben sie angeordnet, sollte Köchin sein, wieder ein anderes Unterköchin, das sollte in einem Geschirr das Blut von der Sau auffangen, daß man Wurst machen könne. Nun, der Metzger ist an das Büble hingeraten, das die Sau sein sollte, hats niedergerissen und mit einem Messerle die Gurgel aufgerissen; die anderen alle hielten die Sau, und die Unterköchin empfing das Blut in ihrem Geschirr. Indem geht von ungefähr ein Rathsherr vorüber und sieht dies Elend, nimmt von Stund an den Metzger mit sich und führt ihn in des Obersten Haus, welcher sofort den ganzen Rat versammeln ließ. Sie saßen alle über diesen Handel und wußten nicht, was sie ihm tun sollten. Sie sahen wohl, daß es kindlicherweise geschehen war. Einer unter ihnen, ein alter, weiser Mann, gab den Rat, der Obrichter sollte einen schönen, roten Apfel in die eine Hand nehmen, in die andere einen rheinischen Gulden, sollte das Kind zu sich rufen und ihm beide Hände zugleich entgegen strecken. Nähme es den Apfel, sollte es ledig erkannt werden, nähme es aber den Gulden, so wollte mans auch töten. Dem wird gefolgt, und das Kind ergreift den Apfel lachend, wird also ledig erkannt.

XLVI

Von einem Pfaffen, der spricht: „Herr Gott, wehr du dich da hinten, ich will mich da vorne wehren.“

In der Mailänder Schlacht bei den Schweizern ist gewesen ein Pfaffe mit Namen Jos Has, denn sie haben

im Brauch, so sie ins Feld ziehen, einen Pfaffen mit sich zu nehmen. Dieser, so man in die Schlacht gehen sollte, bindet seinen ledernen Sack, darinnen er die Herrgottsbilder hatte, hinten auf seinen Rücken und spricht: „Herrgott, wehr du dich da hinten, ich will mich tapfer da vorn wehren“; und kommt auch also aus der Schlacht ungeschlagen.

XLVII

Von einem Pfaffen, der den Stiel vom Weihwedel in das Weihwasser stieß und die Leute damit besprengte.

Dieser obgemeldete Pfaff las auch allzeit die Frühmesse geschwind, und in derselben Kirche war auch ein gar sehr andächtiges Pfäfflein, welches gar eben mit seinem Herrgott umging und allzeit eine ganze Stunde Messe hielt, also daß die Leute gern seiner Messe beiwohnten. Nun fingen einstmals diese zwei Pfaffen an einem Morgen miteinander an, Frühmesse zu halten; es stunden viel Leute hinter des Kleinen Pfaffen Messe, gar wenig aber hinter des Jos Hasen Messe. Als nun der Jos seine Messe geschwind heraus hat, gibt er den Seinen das Weihwasser; so das die andern, die bei des Kleinen Pfaffen Messe stehn, ersehen, laufen sie herzu und wollen bei diesem auch das Weihwasser empfangen, hatten aber jenem geopfert und wären auch gern bald heim gewesen. Als diese der Jos ersieht, stößt er den Stiel vom Weihwedel in das Weihwasser und spricht: „Dem ihr geopfert habt, den heißet euch auch das Weihwasser geben.“ Und gingen also verspottet hinweg.

Einer nahm ein Paar Handschuhe zum Lohn und wollte für einen Edelmann in die Hölle fahren.

Auf ein Zeit saßen viel gute Gesellen vom Adel und sonst auch bei einer Zechen und redeten von vielerlei Händeln und guten Schwänken. Indem kam ein guter Vogel, ein Gartknecht, hinein; und als er so eine gute Schar beieinander findet, spricht er sie ganz freundlichen um einen Zehrpfennig an, wie denn derselben guten Knaben Gewohnheit ist, damit er mit Ehren weiter möcht die Leute schröpfen. Die guten Jungherren hießen ihn an einen ledigen Tisch niedersitzen und befahlen dem Wirt, er sollte ihm eine Suppe und ein Stück Fleisch geben, ein Maß Wein und Brot dazu. Das geschah also. Indem er also sitzt, ißt und trinkt, sprechen die Edlen von ihrem Einkommen, welches Vermögens ein jeder sei. Unter andern sagte einer unter ihnen: „Mir genügt mein Einkommen wohl: mein Vater hat mir so viel Bauern hinterlassen, die für mich fronen und arbeiten, mir auch Korn und Weizen, Hafer und Gerste zuführen müssen, desgleichen Wein und Butter, Kapaunen, Gänse und Enten mitsamt allem Brennholz, so ich in meinem Haus oder Schloß brauchen mag. Zudem habe ich an Abgaben in barem Gelde auch so viel Einkommens, daß ich mit guten Gesellen ein Zechen tun kann. Und was mir am liebsten ist, ich bin Kollator über etliche Pfarren und Pfründen; deren Pfarrer und Kapläne müssen für mich beten. Dann hab ich noch zwei Schwestern in einem Frauenkloster, die schreiben mir zu vielen Malen ihre andächtigen Gebete zu. Dieselben hat mein Vater

selig allein darum in das Kloster getan, daß ich mein Vermögen desto besser mag erhalten, sonst hätte er ihnen viel zur Heimsteuer geben müssen, so mir ein großer Abbruch gewesen wäre. Mir aber mangelt noch eins: wenn ich nur einen Könnte bekommen, so für mich in die Hölle führe, dem wollte ich gern eine gute Verehrung tun.“ Der Gartknecht, von dem oben Meldung getan, hatte sein Maß Wein schon getrunken und war jetzt ganz aufgetaut, denn der Wein hatte ihn in Wärme gebracht. Er fing an und sagte: „Junker, was wollt ihr mir zur Besoldung geben? Ich nehm den Kauf mit euch an und fahr für euch in die Hölle.“ Der Edelmann sagte: „Was willst du nehmen?“ – „Nicht mehr,“ sagte der Gartknecht, „denn ein Paar gute Handschuh, damit ich diesen kalten Winter mich des Frostes erwehren mög, und ich will den Kauf mit euch eingehen.“ Der Edelmann hatte zwei gute Wolfshandschuh an der Wand hängen; die nahm er herunter, gab sie dem verruchten Vogel und befahl dem Wirt, er sollte ihm noch ein Maß Wein bringen, wie denn auch geschah. Der Gartknecht trank denselben auch aus und ward so voll, daß er hinter dem Tisch einschlief. Nun war ein junger Kaufmann an der Tafel, so kurz vorher in einem Spiel ein Teufel gewesen war und sich dazu ein gar ungeheuerliches Kleid hatte machen lassen. Derselbige sagte zu den andern: „Mögt ihr das leiden, will ich ein schön Fastnachtspiel mit diesem öden Kunden anrichten; ihr sollet sein allesamt genug lachen.“ Das ließen sie sich allesamt wohlgefallen. Er schickte nach dem scheußlichen Kleid, legte das an, kam in die Stube, erwischte den Landsknecht oder Gartbruder bei der Kartause, machte ihn munter

und sagte mit grausamer Stimme: „Landsmann, wohl-
auf! du mußt mit mir davon.“ Der volle Zapf, so noch
nicht ganz ermuntert war, dem auch der Wein noch im
Kopfe steckte, blickte auf; als er den Kaufmann in der
Gestalt vor sich stehn sah, meinte er nicht anders, denn
es wäre der lebendige Teufel, erschraß über die Massen
sehr und versuchte zu entlaufen. Bald erwischte der
Kaufmann den Tropf, zog ihn in einen finsternen Stall,
band ihm alle Viere zusammen und schmierte ihn dar-
nach gar wohl mit einem guten Prügel, daß ihm seine
Lenden gar wohl allenthalben zerschlagen und geschmiert
wurden. Der Gartknecht, wiewohl er ein gar verwegener
und leichtfertiger Vogel war, ward so angst in solchen
Nöten, daß er Gott und alle seine Heiligen anrief und
verhieß, er wollte hinfort sein Leben bessern und nicht
mehr so ruchlos sein. Der Wein war ihm auch vor
heller und großer Angst aus dem Kopf gekommen. Also
band ihn der Kaufmann wieder auf und jagte ihn mit
guten Streichen zu dem Stall hinaus. Der säumte sich
nicht lange, sprang zur Herberge hinaus und ließ Degen
und Handschuh zurück, denn vor großer Angst war ihm
der Frost vergangen, daß ihn weder an Händen noch
Füßen mehr fror; er lugte auch stets hinter sich, ob ihm
der Teufel nicht nachkäme. Die andern Herren und Gäste
des Schwanks genug lachten, und blieben also dem Edel-
mann seine Handschuh. Dieser ruchlosen Kunden findet
man gar viele, so mit solchen frevlen Worten umgehn,
daß es kein Wunder wäre, der höllische lebendige Teufel
führte sie auf der Stelle darvon. Ich selbst kenne eine
Wirtin, von der hab ich gehört, und nicht nur einmal,
sondern oft, daß sie sagte: „Ich weiß wohl, daß ich nicht

verloren bin. Wenn mich schon unser Herrgott nicht will, ist mein der Teufel froh.“ Das hat mich oft und stark Wunder genommen, daß Gott der Herr so lange mit seiner Rache verzieht. Ich möcht auch gern einen solchen Saftnachtsteufel sehen, der diese verwegene Haut mit einem guten Prügel schläge, wie der Kaufmann den Gartknecht, ob sie doch ihre verruchte Weise und verwegenen Worte lassen wollte.

XLIX

Ein Mönch wollte einen Sattel heimlich und verborgen in das Kloster tragen, ihn verrieten aber die Steigbügel.

In einem Kloster war ein großer, baumstarker Mönch, der hatte zu einer Zeit eine Buhlschaft bekommen, das war eine kleine Person. Der gute Frater hätte sie gern im Kloster in seiner Zelle gehabt, konnte sie aber durch keine Mittel noch Wege hineinbringen; zudem war ihm der Pförtner ungünstig, wollte ihm derhalben nicht durch die Singer sehen, wie vielleicht den anderen Brüdern. Der Mönch erdachte sich eine besondere List, wie er sie hineinbringen wollte. Er war Prokurator oder Schaffner im Kloster, darum hatte er mehr Freiheit, über die Zeit auszubleiben, denn die andern. Einstmals hatte er abermals ein Geschäft und kam sehr spät heim und hatte das gute Dirnlein auf den Kirchhof beschieden, da sollte sie sein an einem heimlichen Orte warten; er fand sie nach seinem Befehl, erwischte sie mit seiner Stärke unter einen Arm, trug sie ganz leichtfertig unter der Kutte davon, kam an die Pforte und schellte; der Pförtner ließ ihn ein

und fragte, was er unter der Kutte verborgen trüge. „Ich muß morgen reiten,“ sagte der Mönch; „es hat mir ein guter Freund einen Sattel geliehen, denn mein Sattel ist mir zerbrochen.“ Dem guten Töchterlein gingen die Füße unter der Kutte ein wenig hervor, daran hatte sie zwei weiße Schühlein; sie aber meinte, sich gar wohl verborgen zu haben. Der Pförtner ersah die aber und sagte zu dem Mönch: „Herr, hebet die Steigbügel ein wenig auf, sie werden euch sonst den Sattel verraten.“ Da das der Mönch erhörte, erschrak er gar übel, denn er besorgte, der Pförtner würde ihn verraten, daß man den Sattel bei ihm suchen und finden würde, weshalb er seinen guten Sattel wieder laufen ließ und den Pförtner bat, still zu schweigen. Seine Bitte aber half so viel, als sie mochte.

L

Einer trug Leid um seinen Vater in einer gelben Kappe.

Zu Kolmar im Elsaß waren zwei Gebrüder; ihr Vater war ein Schuhmacher, ein alter, betagter Mann. Der ältere war auch ein Schuhmacher, ein gar bescheidener Mann. Der jüngere war ein Maler, gar wild, wunderbarlich und sehr vertuig, wie denn der Maler Brauch ist. Denn sobald er einen Bagen verdient, so waren sechs Kreuzer zuvor vertan; es kam oft darzu, daß er Gerätschaft und Werkstatt versetzte, damit er Geld zum Schlamm bekäme. Es begab sich, daß ihr Vater mit Tod abging und man ihn nach christlicher Ordnung sollte zu Grabe tragen. Der ältere Sohn tat sich ganz

schwarz an und hing ein Leidzipfel um seinen Hals, wie sich denn gebührte. Der junge aber, der Maler, hatte eine schwefelgelbe, französische Kappe, die er gewohnt war zu tragen, kam darin in seines Vaters Haus gelaufen und wollte auch der Leiche nachgehn. Der Bruder und andere Freundschaft sagten, er sollte einen von seines seligen Vaters schwarzen Röcken antun, denn es gebührte sich nicht, daß er also in der gelben Kappe der Leiche nachginge, dieweil sein Vater so ein ehrlicher Mann und des Rats gewesen wäre. Er aber beharrte auf seiner Kappe. Als aber die Freundschaft nicht nachlassen wollte, er sollte einen schwarzen Rock anlegen, sagte er: „Daß euch Gottes Marter alle miteinander auf einen Haufen schändet! Es ist mir der Tod meines Vaters ebenso leid in meiner gelben Kappe, wie meinem Bruder, Schwager und euch allen miteinander in euren schwarzen Röcken; ihr werdet mir auch keinen anderen Rock für diesmal anbringen.“ Also mußten sie ihm recht seine Weise lassen.

LI

Von dem Narren im Sack.

Der Kurfürst zu Sachsen hatte einen Narren, der hieß Claus; der hatte einstmals sich vergangen, weshalb die Kurfürstin zu ihm kam und sprach: „O lieber Claus, du weißt wohl, was du getan hast; ich besorge, es werde dir übel gehen, denn der Fürst hat dir gedroht, er wolle dich lassen henken; da helfe nichts dafür.“ Der gute Claus Narr erschrak so übel, daß er schier in die Hosien gehofiert. Das merkte nun die Fürstin und gedachte: „Die Sache wird sich recht schicken“ (denn es

war ein angelegter Handel und darum angefangen). Deshalb sagte die Fürstin weiter: „O lieber Claus, so du mir folgen willst und tun, was ich dich heißen werde, so will ich dir davon helfen.“ Der Narr war froh und verhiess ihr, er wollte folgen. Da hatte sie einen Edelmann dazu bestellt, der hatte sich verkleidet in Bauernkleidern, daß ihn der Narr nicht erkannte, sondern vermeinte, es wäre ein Bauer. Die Fürstin sagte zu dem Bauern: „Bäuerlein, liebes, lang deinen Sack her und laß meinen Claus hinein schlüpfen, und binde den Sack zu und trag ihn bis vor das Tor hinaus; und wenn man dich fraget, was du tragest, so sag, es sei Hafer, den habest du im Schloß gefaßt.“ Das Bäuerlein nahm seinen Sack, steckte Claus Narr hinein, band ihn zu, nahm ihn auf seine Achsel und zog mit ihm davon. Wie er aber über die Brücke zum Schloß hinaus will, steht der Kurfürst samt seinen Edelleuten auf der Brücke; der spricht den Bauern an und fragt ihn, was er im Sack trüge. Antwortete das Bäuerlein: „Gnädigster Herr, ich trag Hafer, den ich im Schloß gefaßt habe.“ Daran wollte sich der Fürst nicht begnügen und fragte ihn zum andern Mal und sprach: „Du, Bäuerlein, sage mir die rechte Wahrheit: was trägtst du im Sack, daß er so schwer ist?“ Das Bäuerlein sprach wie zuvor: „Es ist Hafer“, was der Kurfürst gar nicht glauben wollte. Da fing Claus Narr zum Kurfürsten an und schrie: „Du Narr, er trägt Hafer! Hörst du nicht? Hafer trägt er! Verstehst du nicht mehr Deutsch? Hafer! Hafer!“ Des lachte der Kurfürst und seine Edelleute; sie gingen davon und ließen den Narren im Sack stecken.

Von einem, so eine Stute kaufen wollte und seinen Sohn schlug, so auf dem Füllen reiten wollte.

Es wohnte ein guter, einfältiger Mann in einem Dorf im Schwabenland, genannt Seimingen; der war arm und ernährte sich vom Tagelohn. Wenn nun die andern, seine Nachbarn, mit Roß und Karren ins Holz fuhren, mußte er das seine mit seiner Frau auf dem Hals und Rücken heimtragen, und es wollte doch nichts nützen. Denn wenn sie schon einen ganzen Tag zusammen trugen, mochte es nicht so viel austragen, wie er im Tagelohn gewinnen mochte, weshalb er an einem Sonntag zu seiner Frau niedersaß, mit ihr ratschlagte und sprach: „Meine liebe Frau, was ist da doch zu machen? Du siehst, wenn wir schon lange das Holz auf unsern Achseln heimschleppen, so versäume ich doch am Tagelohn noch so viel, wie wir beide erarbeiten mögen.“ Da sprach die Frau: „Mein lieber Hauswirt, es ist wahr, wie du sagst. Was rätst du doch, das zu tun sei?“ Der gute Mann sagte: „Ich meinte, wenn wir etwa unsere zwei Gevattern ansprächen, daß sie uns liehen, daß wir etwa eine junge Stute kauften, so könnten wir auch ins Holz fahren wie andere Leute; und ehe das Jahr herum kommt, so hat es ein junges Füllen; das wollen wir dann aufziehen, so haben wir dann auch Rosse wie andere Leute.“ Der Rat bedünkte die Frau gar gut. Nun hatten sie ein Knäblein von acht Jahren; als es den Ratschlag hörte, da fing es an und sprach: „Ei ja, lieber Vater, so will

ich dann auf dem Süllen reiten.“ Da ward der Vater ergrimmt über den Knaben und sprach: „Gott gebe dir Sankt Velten! Gelt, du wolltest mir dem Süllen den Rücken entzwei drücken mit deinem Reiten?“ nimmt hiermit den Knaben beim Haar und will ihn schlagen. Als es aber die Mutter ersieht, will sie dem Kinde zu Hilfe kommen und es dem Manne nehmen. Der Mann aber, nicht unbehende, nimmt sie bei dem Schleier oder Tüchlein und schlägt ihr die Haut recht voll. Also hatten sie einander um das Süllen geschlagen und hatten aber weder Geld, die Stute, noch das Süllen.

U n n e r k u n g

Der Verfasser des Kollwagenbüchleins gehört zu den prachtvollen Kleinbürgerlichen Männern des 16. Jahrhunderts, die, obwohl ohne gelehrten Unterricht, alle Bildungschätze ihrer Zeit und des Altertums in sich aufzunehmen und durch Wort und Schrift ihren Mitbürgern zu vermitteln trachteten, und als deren Haupt Hans Sachs anzusehen ist.

Jörg Wickram wurde vermutlich vor 1510 zu Kolmar geboren, wahrscheinlich als Sohn des Obristenmeisters Konrad Wickram, denn dessen im März 1545 aufgesetztes Testament bedenkt zwei uneheliche Kinder: Hans in Dudisfeld und Georg in Kolmar.

Von seinem Leben ist nicht viel mehr bekannt, als daß er ein Meistersänger war und die Meistersängerschule zu Kolmar gründete, deren Satzungen der Rat 1549 guthieß. Auch nennt er sich einen „selbstgewachsenen Moler“. Seine Illustrationen zu seiner Neubearbeitung der Ovidischen Metamorphosen des Albrecht von Halberstadt sind jedoch sehr dilettantisch.

1555 war er Stadtschreiber zu Burgheim bei Altbreisach, wo er auch starb. Tag und Jahr seines Todes sind unbekannt. Nach 1556 hat er kein neues Werk mehr herausgegeben, und ein 1562 erfolgter Straßburger Druck seines Schauspiels „Tobias“ redet im Vorwort von ihm als einem Verstorbenen.

Ein großes Verdienst um die Schwankliteratur erwarb sich Wickram durch „Das Kollwagenbüchlein“. Seine literarische Auferstehung verdankt es der jungen Ro-

mantik: der muntere Sänger Grünenwald wurde zum Geleitsmann des Knaben Wunderhorn ernannt. Nur als Reiselektre will das frisch zusammengelesene Schwankebchlein dienen, und er hat es „allein von guter Kurzweil wegen an tag geben, niemants zu underweysung noch leer“. Es erschien zuerst 1555. Kurz darauf folgten mehrere Nachdrucke mit neuen Nummern, die jedoch nicht von Wickram herrühren. Ob der Entwurf zum Titelbild von Wickram stammt, ist unbekannt. Die vorliegende Erneuerung bringt die besten Schwänke und Historien der Ausgabe von 1555, sowie einige glückliche Erweiterungen des Nachdruckes von 1557 und der undatierten Mlhauser Ausgabe.

18928

- 70

